

GEISTERJÄGER
JOHN SINCLAIR



**Das
U-Boot-Phantom**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**

**BASTEI
LÜBBE**



Das U-Boot-Phantom

John Sinclair Taschenbuch Nr. 71

von Jason Dark

erschienen am 10.02.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Das U-Boot-Phantom

Loch Ness hat sein Monster. Wir in London hatten nichts dergleichen. Bis zu der Nacht, in der sich ein geisterhaftes pechschwarzes U- Boot aus den Fluten der Themse schob. An Deck standen unheimliche Gestalten im Schutz eines auf den Turm gemalten Totenkopfes. Als ich von ihnen erfuhr, hatten sie bereits Sir James, meinen Chef, entführt...

Loch Ness hat sein Monster!

Wir in London konnten zwar mit zahlreichen anderen Attraktionen aufwarten, aber nicht mit einem Wasser-Ungeheuer.

Das änderte sich an jenem feuchtkalten Septemberabend, als aus den grauen, trüben Fluten der Themse ein Monstrum stieg. Kein Saurier, keine Seeschlange. Das Monstrum aus Stahl war weitaus gefährlicher...

»Sie nehmen einen Whisky, Sir James?« fragte der Butler mit den streng gescheitelten Haaren. Wie immer war er lautlos an den im Sessel sitzenden Superintendenten herangetreten.

»Nein, Charles, heute nicht.«

»Was darf ich Ihnen dann servieren, Sir?«

»Tee.«

»Die alte Ceylon-Mischung?«

Sir James dachte einen Moment nach. »Ist es wirklich noch die alte Mischung?«

»In der Tat, Sir. Man hat sie nicht in Sri Lanka umbenannt.«

»Dann werde ich sie nehmen.«

»Ich gratuliere Ihnen zu diesem Entschluß. Sie werden überzeugt sein, Sir.«

»Das hoffe ich doch sehr.«

Charles verbeugte sich und ging, während Sir James seine Beine vorstreckte und sich rundherum wohl fühlte. Wie immer verbrachte er seinen Feierabend im Club. Nach langen Streitereien und einem furchtbaren Hickhack war es endlich gelungen, in das neue Clubhaus umzuziehen. Es lag am Wasser, das heißt am Ufer der Themse. Konservatismus und fortschrittlicheres Denken hatte die Mitglieder des Clubs beim Bau des Hauses in zwei Lager gespalten. Während die einen das Vergangene beibehalten wollten, plädierte die Gruppe um Sir James für eine neue Bauweise.

Das Haus sollte durchlässiger, transparenter werden, nicht mehr so muffig wie die alten Gebäude.

Das alles war auf den Widerstand der Ewiggestrigen gestoßen, doch die Lobby um Sir James hatte sich durchgesetzt. Zum Wasser hin baute man die Räume großzügig. Das galt besonders für die Fenster, die durch ihre außergewöhnliche Größe fast eine gesamte Zimmerbreite einnahmen, so daß der Blick der versammelten Mitglieder hinaus in die Natur gleiten konnte und die Sonne freie Bahn hatte. Sir James empfand es als beruhigend, die Schiffe zu beobachten, die über die Themse fuhren und weiße Barte vor sich herschoben. Auch wenn der Superintendent sich tagsüber kaum in den Räumen aufhalten konnte, wollte er es sich wenigstens vorstellen können. An Sommerabenden bekam er dann noch etwas von dem Betrieb mit. Jetzt war es dunkel. Im Raum selbst brannten nur wenige Lampen. Leselichter, die den Blick durch die Scheiben nicht behinderten. Am anderen Ufer zeichnete sich eine Lichterkette ab.

Charles räusperte sich vornehm. »Der Tee, Sir.«

»Ah ja, danke sehr.«

Charles servierte. Die Kanne bestand aus dem gleichen hauchdünnen Porzellan wie die Tasse. Er schenkte auch ein, und Sir James schaute ihm zu. Sie hatten den Butler aus den alten Clubgebäuden mitgenommen, und Sir James wollte wissen, wie es ihm jetzt gefiel.

»Recht gut, Sir.«

»Mehr nicht?«

Charles stellte sich wieder aufrecht. Er gehörte schon zum Inventar des Clubs, so lange diente er bereits. »Wenn ich ehrlich sein soll, Sir, habe ich noch einige Schwierigkeiten, mich an das Offene hier zu gewöhnen. Die alten Räume kamen mir, verzeihen Sie den Ausdruck, intimer vor. Hier habe ich manchmal das Gefühl, beobachtet zu werden.«

»Mögen Sie die Sonne und das Licht nicht?«

»Schon, Sir. Aber alles zu seiner Zeit.«

Der Superintendent lachte. »All right, Charles, Sie können jetzt gehen.«

»Wünschen Sie noch etwas, Sir? Eine Zeitung?«

»Nein, ich möchte aus dem Fenster schauen, auch wenn Sie das nicht verstehen, Charles.«

»Sehr wohl, Sir.« Charles hob die Augenbrauen ein wenig an, verbeugte sich knapp und schritt davon. Er ging wie ein Storch im Salat. Sir James schaute ihm amüsiert nach.

Der Superintendent griff zur Tasse und führte sie vorsichtig an die Lippen. Er nahm einige kleine Schlucke. Ja, der Tee war gut. Das war die Mischung, die er so liebte. Er trank nicht schnell, ließ sich Zeit, schlürfte den Tee, was er sich erlauben konnte, da er allein war. Nur wenige Mitglieder hatten an diesem Abend den Club besucht und sich in den Räumen verteilt. Sir James drehte den Sessel so, daß er direkt auf die breite Fensterscheibe schauen konnte. Wollte man sie öffnen, brauchte man die Kraft zweier starker Männer.

Es ging auch anders. Durch einen kleinen E-Motor angetrieben, lief die Scheibe auf einer Schiene weiter.

Sir James fühlte sich wohl. In diesen Stunden konnte er die Last des Tages abschütteln und entspannen. Er schaute auf den Fluß und sah dem Spiel der Wellen zu. Hin und wieder schimmerten Lichtreflexe auf dem Wasser oder wurden schaumige Streifen zu langen, hellen Rillen, wenn die Strömung sie weitertrieb.

Ein für Sir James beruhigend wirkendes Bild, auch wenn zu dieser Zeit keine Schiffe mehr fuhren.

Er wußte selbst nicht, wie lange er im Club bleiben würde. Wenn es ihm in den Kopf kam, wollte er auch hier übernachten. Schlafzimmer standen zur Verfügung, ebenso wie Duschen, Bäder

und eine Sauna. Man konnte im Club leben, und Sir James hatte diese Chance schon mehr als einmal genutzt.

Vieles ging ihm durch den Kopf. Erdachte daran, daß andere in seinem Alter über Pensionierung nachdachten, die kam für Sir James überhaupt nicht in Frage. Man war auch nie an ihn mit dieser Bitte herangetreten oder hatte ihn auf sein Alter angesprochen.

Wer eine solche Sonderabteilung führte, der war in gewisser Hinsicht nicht ersetzbar. Sir James hatte sich im Laufe der langen Jahre mit der Materie vertraut gemacht, war auch schon von finsternen Mächten attakkiert worden, aber er hatte sich immer wieder aufgerafft und den dämonischen Mächten die Stirn geboten.

Schließlich wollte er nicht hinter seinen beiden Männern John Sinclair und Suko zurückstehen.

Sie waren die Kämpfer an der Dämonenfront. Sir James bezeichnete sich als einen Mann im Hintergrund, der alles in die Wege leitete und auch hervorragend organisieren konnte. Wenn der alte Fuchs einen Einsatz plante, lief er auch ab.

Er genoß den Tee. Die Tasse hielt er in der Hand. Über den Rand hinweg glitt sein Blick durch das große Fenster hinab zum Fluß. Das Gelände fiel ein wenig ab, es wirkte wie eine große Schüssel, die sein mußte, um Überschwemmungen aufzufangen.

Im ewigen Gleichmut rollten die Wasser dahin. Oft grau, manchmal heller, ansonsten dunkel. Ein rolling River, der sich vor Urzeiten sein Bett gegraben hatte.

Sir James hatte in letzter Zeit oft an dieser Stelle gesessen. Ihm war die Themse zu einem Freund geworden. Die Wellen hatten etwas Beruhigendes an sich. Seiner Ansicht nach trieben sie den Streß und die Sorgen des vergangenen Tages fort.

Ein wenig sentimental war dieses Gedankengut schon, das den Superintendenten überfiel. Offen hätte er es nicht zugegeben, doch auch ein Mensch wie er brauchte eine kleine Nische, in die er sich

zurückziehen konnte.

Der Fluß, die Schiffe, die Wellen. Sie faszinierten den Superintendenten. Plötzlich schaute er auf. Für einen Moment spannte sich seine Haltung, bevor er sich nach links drehte und die Tasse auf dem kleinen Beistelltisch absetzte.

Sir James hatte etwas entdeckt!

An einer bestimmten Stelle in der Flußmitte war das Wasser unruhiger geworden. Zwar floß es nach wie vor dahin, aber es hatten sich Kreise und Strudel gebildet, als wäre unter der Oberfläche etwas in Bewegung geraten.

Der Superintendent drückte sich aus seinem Sessel hoch. Bisher überwog die Neugierde, obwohl er sich eines unguten Gefühls nicht erwehren konnte. Er gehörte zu den mißtrauischen Leuten. Das Leben hatte ihn gelehrt, vorsichtig zu sein.

Er trat bis dicht an die Scheibe und verschwand damit aus dem Lichtschein der Leselampe, die neben dem Sessel stand. Sir James konzentrierte sich auf die Stelle und stellte fest, daß er sich nicht getäuscht hatte.

In der Flußmitte zeigte das Wasser eine nahezu gefährliche Unruhe. Etwas stieg aus den Fluten. Es war ein U-Boot!

Das Sehrohr war eingefahren worden, die Besatzung ließ sich nicht blicken, und Sir James war wohl der einzige Zeuge, der das Auftauchen beobachtet hatte.

Die abenteuerlichsten Vermutungen schossen ihm durch den Kopf. Das Boot konnte sich verfahren haben. Es war allerdings auch möglich, daß es sich bei ihm um ein Spionageboot einer feindlichen Macht handelte. In den letzten beiden Jahren waren des öfteren russische U-Boote in schwedischen Hoheitsgewässern entdeckt worden.

Sollte dies tatsächlich zutreffen, war der andere verdammt abgebrüht, wenn er gegen den Themsestrom bis nach London fuhr

und dort noch auftauchte.

Ohne Grund?

Daran wollte ein Mann wie Sir James nicht glauben. Außerdem war er Patriot und fühlte sich der Monarchie verbunden. Wenn er feststellte, daß seinem Land Schaden zugefügt wurde, wollte er alles daransetzen, um diesen Schaden zu vermeiden.

Sir James verließ sich in diesem Fall auf seine Nase. Er wurde das Gefühl nicht los, daß mit dem U-Boot einiges nicht stimmte. Dieser Kahn war nicht von ungefähr und ohne Grund aus den Tiefen hervorgetaucht. Die Besatzung hatte irgend etwas vor.

Der Superintendent wartete noch einige Minuten, bis er sicher sein konnte, daß der Kahn auch nicht wieder verschwand. Dann eilte er dorthin, wo sich der Schalter des Motors befand. Er brauchte ihn hinter dem Vorhang nur nach rechts zu drehen.

Augenblicklich erklang ein leises Summen. Sir James schaute zu, wie die Scheibe langsam zur Seite rollte. Er öffnete sie nicht ganz, nur so weit, daß er sich durch die Öffnung schieben konnte. Der Wind schnitt in sein Gesicht. Er brachte die herbstliche Kälte mit, aber die Luft war klar. Selbst über dem Wasser lagen keine Nebelschwaden, für diese Jahreszeit an sich selten. An das Fenster war eine Terrasse angebaut worden. Zum Fluß hin lag sie noch erhöht. Um auf das Ufergelände zu gelangen, mußte der Superintendent die Stufen einer Treppe gehen. Sie waren feucht geworden. Er gab acht, daß er nicht ausrutschte.

Nach der fünften Stufe versanken seine Schuhe im weichen Gras der Uferlandschaft. Dieses Stück Land hatte der Club gekauft. Es konnte nicht bebaut werden.

Sir James ließ das U-Boot nicht aus den Augen, als er sich auf den Fluß zubewegte. Er befand sich mutterseelenallein unterwegs. Zurück blieb das Clubgebäude mit dem matt erleuchteten Fenster. Es schien in einer anderen Welt zu liegen.

Der Boden war feucht geworden. Am Tage hatte es noch geregnet, gegen Abend war die Bewölkung verschwunden, der Wind hatte den Himmel blankgefegt.

Im Clubhaus war es still gewesen. Jetzt trug der Wind das Rauschen der Wellen heran, und Sir James stemmte sein Gesicht gegen die heranwehende Kühle.

Er fühlte sich nicht gerade unwohl, aber er hatte trotzdem das Gefühl, sich in Gefahr zu begeben. Natürlich wollte er das U-Boot nicht entern, die Möglichkeit hätte er gar nicht besessen, doch aus der Nähe wollte er es sich schon ansehen. Möglicherweise konnte er herausfinden, zu welcher Nationalität es gehörte.

Am anderen Ufer lief der nächtliche Verkehr entlang. An dieser Seite war es ruhig, fast unheimlich, denn das Rauschen des Wassers wirkte auf keinen Fall beruhigend.

Sir James Powell lief in die Mulde mit dem weichen Untergrund hinein. Zum Crcifen nahe kam ihm das Wasser des Flusses vor. Er sah die Wellen, den hellen Schaum, hörte das Rauschen, entdeckte den Schatten des U-Boots und brauchte nicht mehr lange zu laufen, um die Stelle zu erreichen, wo die Wellen am Ufer ausliefen. Dort blieb er stehen. Unter seinen Füßen befanden sich jetzt flache Kieselsteine, der Grassteppich lag zurück, und kleine Steinstreifen stießen auch wie lange Finger in die rollenden Wellen hinein.

Das U-Boot lag dort wie ein Klotz. Es war etwa in der Mitte des Flusses aufgetaucht und schaukelte leicht in der Strömung. Gern hätte Sir James jetzt einen Scheinwerfer gehabt, so aber konnte er nicht genau erkennen, was sich auf dem Boot tat. An Deck hatte er eine Bewegung gesehen.

Um besser sehen zu können, verließ er seinen Beobachtungsplatz und schritt über die lange Zunge aus Steinen in den Fluß hinein. Zum Glück führte die Themse nicht viel Wasser, sonst wäre diese Zunge längst verschwunden gewesen.

Sir James blieb am Ende dieser Zunge stehen. Jetzt konnte er besser sehen. Sein Blick traf das Deck des U-Boots, und er stellte fest, daß es nicht mehr frei war.

Aus dem Bauch waren die Mitglieder der Besatzung geklettert. Sir James schaute genau hin. Er hatte damit gerechnet, Soldaten zu sehen. Im ersten Augenblick glaubte er auch daran, als er die dunklen Gestalten sah, bis er feststellte, daß die Kleidung der drei Leute an den Rändern flatterte.

Uniformen konnten das nicht sein!

Das Herz des Mannes schlug schneller. Sir James nahm noch seine Brille ab und putzte die Gläser. Er ahnte, daß er dicht vor einer entscheidenden Entdeckung stand, setzte die Brille wieder auf, schaute noch einmal nach und stellte fest, daß seine Vermutung zutraf. In der Brust verspürte er einen Stich. Er wollte eigentlich nicht glauben, was er da geboten bekam.

Drei vermummte Gestalten hatten das U-Boot verlassen, es waren keine Soldaten!

Unbeweglich blieb der Superintendent auf seinem einsamen Beobachtungsplatz stehen und ließ das Deck des Bootes nicht aus den Augen. Er spürte weder den Wind, noch hörte er das Rauschen der Wellen. Sein Interesse galt einzig und allein den drei Gestalten, die sich wie Zinnfiguren an Deck aufgebaut hatten.

Sie sahen in ihren langen Kutten aus wie Mönche. Zudem hatten sie noch die Kapuzen in die Höhe geschoben, so daß von ihren Gesichtern kaum etwas zu erkennen war.

Sir James war Fachmann genug, um zu wissen, daß es sich bei diesem Vorgang nicht um einen normalen handeln konnte. Das Boot war aus der Themse aufgetaucht, dies konnte man hinnehmen, aber nicht die unheimlich wirkende Besatzung.

Sir James atmete tief durch die Nase ein. Er spürte auf seinem

Rücken die Gänsehaut und dachte daran, daß dies kein Fall für ihn war, sondern für John Sinclair.

John mußte sich um dieses Boot kümmern.

Der Verstand sagte Sir James, daß es besser wäre, wenn er jetzt verschwand, aber er konnte sich von diesem Anblick einfach nicht lösen. Er mußte hinschauen und wartete ab, wie sich die Sache entwickelte. Die drei Gestalten rührten sich nicht. Sie schafften es auch, die Schaukelbewegungen der Wellen auszugleichen. Ihre Hände hielten sie in den Kuttenärmeln verborgen. So sahen stumme Wächter aus, die auf irgend etwas achtgeben wollten.

Sir James ließ seine Blicke noch einmal über den stählernen Rumpf des Bootes gleiten, ohne allerdings das Hoheitszeichen entdecken zu können.

Dieses Boot war neutral — und gefährlich.

Der Superintendent wollte sich zurückziehen. In seinem Kopf hatte sich bereits ein Plan geformt. Er wollte die Navy alarmieren, die sich um das Boot kümmern mußte. Außerdem sollte John Sinclair Bescheid bekommen, damit er sich das Schiff ebenfalls aus der Nähe ansah. Es blieb beim Vorsatz.

Sir James hatte den Fehler gemacht und nur auf das Boot geachtet. Vielleicht war es schon zuvor passiert, möglicherweise auch erst später. Jedenfalls war es der unheimlich wirkenden Besatzung gelungen, im Schatten des stählernen Leibes ein zweites Boot auszusetzen, das dem Ufer entgegengerudert wurde.

Ein dunkles Schlauchboot.

Es hob sich kaum von der ebenfalls dunklen Wasseroberfläche ab. Erst ein Stück entfernt zeigten sich Lichtreflexe auf der Oberfläche, sie erreichten das Boot nicht, das, von zwei Vermummten gerudert, sich rasch dem Ufer näherte.

Dennoch entdeckte es Sir James!

Da war es bereits zu spät. Ein Jüngerer hätte vielleicht schneller

reagiert, Sir James wollte auch weg, aber das Boot mit den beiden Vermummten war bereits zu nahe.

Einer von ihnen hielt nur noch das Ruder. Der andere richtete sich auf, drehte sich dabei und schleuderte vom Boot aus etwas auf das Ufer zu und genau In Sir James' Richtung.

Der Superintendent sah einen blitzenden Kreis durch die Luft segeln. Für einen Moment war er gebannt, dann duckte ersieh, aber er lief nicht weg. Das wurde ihm zum Verhängnis. Der Kreis, sehr groß, öffnete sich über seinem Kopf, etwas klatschte noch auf seinen Körper, dann zog die Gestalt vom Boot her die Schlinge zusammen.

Sir James spürte den Druck, danach den Ruck. Er verlor den Boden unter den Füßen, der Schrei blieb ihm auf den Lippen stecken, als er hinfiel und mit dem Hinterkopf im Wasser landete.

Da zog der Vermummte zum zweitenmal. Wieder schleuderte es den Superintendenten zu Boden. Er blieb aber nicht liegen. Die Schlinge schnürte ihm die Arme an den Körper, der nun in Bewegung geriet und in die Themse gezogen wurde.

Sir James spürte die Kälte wie einen Schock. Sie preßte ihm die Brust zusammen. Atmen konnte er nur noch einmal, dann tauchte sein Kopf unter.

Ein Gefühl der Panik überkam ihn. Jetzt ertrinkst du, die lassen dich nicht hochkommen, so schoß es ihm durch den Kopf, als er durch die kalten Fluten gezogen wurde und man ihn dann wieder hochriß, so daß er auch Luft holen konnte. Sir James atmete heftig. Er trieb noch nach vorn und stieß gegen den dicken Gummiwulst des Schlauchboots. Zischende Stimmen vernahm er. Er bekam mit, daß ein Schatten über ihn fiel, dann spürte er harte Klauen in seinen Achselhöhlen. Sehr hart waren die Griffe, die ihn umklammert hielten und in die Höhe zerrten. Man drehte ihn herum, er kippte rücklings in das Schlauchboot hinein und blieb auch so liegen.

Den Mund hatte er weit aufgerissen. Themsewasser rann über seine

Lippen, er schluckte es automatisch. Als er die Augen aufriß, wurde er auf den Bauch gedreht, so daß es ihm nicht mehr gelang, mehr von den Vermummten zu erkennen.

Jemand drückte gegen seinen Rücken. Sir James verstand diese Warnung.

Er blieb auf dem Bauch liegen und rührte sich nicht. Wasser rann aus seiner Kleidung. Der Wind war eisig geworden. Er schnitt durch das nasse Zeug und stach in seine Haut.

Längst bereute der Superintendent seinen einsamen Entschluß, zum Ufer gegangen zu sein. Vielleicht hatten die anderen das nur gewollt, denn alles sah nach einer Entführung aus. Er merkte, daß sie ihn zum Boot hinschafften. Einer hielt ihn fest trotz der Fesselung, der andere aber ruderte.

Sir James hatte Wasser geschluckt. Er hustete und spie die Brühe aus. Sie ließen ihn zum Glück in Ruhe, so daß er sich wieder gedanklich finden konnte.

Minuten vergingen. Wellen rollten heran, Wasser spritzte über und näßte seine Kleidung noch mehr. Irgendwann stieß er dann gegen den Rumpf des U-Bootes. Das Schlauchboot bekam einen Stoß, Sir James wollte sich aufrichten, er wurde wieder gepackt, auf die Beine gestellt und festgehalten.

Über eine kleine Außenleiter mußte er an Bord des U-Boots steigen. Vor sich sah er den Turm. Aus der Nähe wirkte er übergroß. Vom Club her war er ihm vorgekommen wie ein kleiner Schornstein. Über eine zweite Leiter mußte der Superintendent auf die Turmbrücke klettern, wo die Luke offenstand, die in den Bauch des stählernen Ungeheuers führte.

Er war noch immer gefesselt, trotzdem wurde er von kräftigen Händen gehalten und vorgedrückt. Sir James warf noch einen letzten Blick zum Ufer hin.

Er sah die Fensterfront des neuen Club-Gebäudes, entdeckte die

Lichtinseln dahinter und hatte plötzlich das Gefühl, als wäre dies alles meilenweit entfernt.

Der Schlag traf ihn mitten auf den Kopf. Sir James duckte sich, das wollten die anderen auch, um ihm in die Kniekehlen treten zu können. Es war der Anfang vom Ende!

Sir James verlor den Halt. Die Mitglieder der Besatzung rutschten über eine Stange in den Bauch, um so schnell wie möglich ihr Ziel zu erreichen.

Sir James hatte darin keine Erfahrung. Er verfehlte die Stange, fiel und wurde von kräftigen Händen aufgefangen.

Sie stellten ihn hin. Endlich nahm ihm jemand das Lasso ab, und Sir James konnte über sein Gesicht wischen. Viele Körperpartien schmerzten, das war jetzt uninteressant, er hörte noch, wie sich die Luke über ihm automatisch schloß. Wahrscheinlich wurde jetzt der Tauchvorgang eingeleitet.

Von der Besatzung sah er nichts. Er befand sich jetzt in der Zentrale, in der alles in grünes Licht getaucht war. Die Enge wirkte bedrohlich. Aber viel mehr störte ihn der Verwesungsgeruch unter Deck. Auf dem U-Boot schienen sich nur Leichen zu befinden.

Sir James schluckte. Es kostete selbst ihn Überwindung, ruhig zu bleiben. Wie durch ein Wunder hatte er seine Brille nicht verloren. Er nahm sie ab und reinigte die Gläser. Jetzt sah er die Besatzung deutlicher!

Ein jeder trug die Kutte mit der Kapuze auf dem Kopf. Sie sagten nichts, als sie auf ihn zukamen, aber Sir James konnte zum erstenmal in ihre Gesichter schauen.

Er hatte es gelernt, sich zu beherrschen. Diese Beherrschung hätte er fast verloren, als die Besatzung ihm ihre Gesichter zeigte. Es waren Teufelsfratzen!

Jede Fratze sah gleich aus. Es gab keine Unterschiede. Die

Gesichter hatten dreieckige Formen, die Augen glühten, die Nasen schienen aus Stahlschienen zu bestehen, die Stirnen waren breit und glatt. Sie schimmerten in einem düsteren Blaugrau. Die Lippen hoben sich kaum davon ab. Sie waren zusammen nicht breiter als der Zeigefinger eines Kleinkindes. Die Gestalten trugen allesamt die dunklen Kutten. Alte Gewänder, die einen muffigen Grabgeruch ausströmten. Sir James stand im Weg. Einer löste sich aus der Gruppe, faßte ihn an und schob ihn zur Seite. Der Superintendent wurde in die Ecke gedrückt. Die Zombies sprachen kein Wort miteinander. Sie arbeiteten stumm. Es brauchte auch nicht geredet zu werden, da konnte sich einer auf den anderen verlassen, als man den Tauchvorgang einleitete. Durch den Bootskörper ging ein Schütteln. Sir James hörte ein Zischen, als würde irgendwo Luft abgelassen, und das Brummen der jetzt laufenden Motoren ließ das Boot sanft vibrieren.

Sie sanken auf den Grund und blieben dort liegen.

Die Enge im U-Boot und die Anwesenheit dieser unheimlichen Gestalten zerrten an den Nerven des Gefangenen. Hätte man ihn in irgendein Verlies gesperrt, wäre seine Hoffnung größer gewesen. So aber war sie auf den Nullpunkt gesunken, denn Sir James sah keine Chance, sich zu befreien. Er mußte in diesem stählernen Sarg bleiben und war den Gestalten auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Nachdem das Boot den Grund erreicht hatte, drehten sich zwei Gestalten um und schritten auf den Gefangenen zu. Sir James konnte nicht ausweichen, deshalb schaute er in die düsteren Teufelsgesichter. Sie flößten ihm abermals starke Beklemmungen ein.

Würden sie ihn jetzt töten?

Nur für einen Moment zuckte dieser furchtbare Gedanke in ihm hoch, dann dachte Sir James weiter und auch daran, daß es keinen Sinn ergab, ihn erst auf das Boot zu schleppen und dann

umzubringen. Das hätten sie einfacher haben können.

Man faßte ihn an.

Erst jetzt merkte Sir James, daß die Gestalten eiskalte Hände besaßen, als hätten sie selbst jahrelang im eisigen Wasser gelegen. Sir James wurde herumgedreht und auf ein offenes Schott zugeschoben, durch das er die Zentrale verlassen konnte.

Im U-Boot ist alles eng und niedrig.

Das merkte Sir James sehr bald, als er mit der Stirn gegen ein unter der Decke herlaufendes Rohr stieß. Er sah für einen Moment Sterne, biß aber die Zähne zusammen und ließ sich weiter vordrücken. Wenig später gelangten sie in einen Bereich, wo die Mannschaftskojen lagen. Rechts und links des schmalen Gangs waren sie neben-und übereinander aufgereiht.

Einige waren belegt.

Als die unheimlichen Gestalten die Schrittgeräusche vernahmen, bewegten sie sich und schauten von ihren Kojen auf die Ankömmlinge herab. Sir James, der ebenfalls in die Höhe schielte, sah in weitere widerliche Teufelsfratzen, deren Mäuler zu einem schiefen Grinsen verzogen waren, als wüßten diese Wesen genau, was ihm bevorstand. Man drückte ihn weiter. Zum Glück brauchte er nicht in den Mannschaftsunterkünften zu liegen, Sir James genoß das Privileg einer eigenen Kabine.

Hinter ihm rammte jemand das Schott zu.

Sir James war allein.

Geduckt blieb er stehen, wischte über seine Augen und dachte daran, daß alles nur ein böser Traum war.

Doch der Geruch, die Enge, das leise Vibrieren des Motors bewiesen ihm, daß er nicht träumte.

Seine Augen hatten sich mittlerweile an die Lichtverhältnisse gewöhnt. Es war nicht völlig finster. Unter der Decke steckte eine nackte Glühbirne in einer Schraubfassung. Sie gab einen matten,

gelblichen Lichtglanz ab. Sir James besah sich die Koje. Das Eisengestell war fest in der Wand verankert. Auf eine schmutzige Decke konnte er sich niederlegen. Sie stank erbärmlich, so daß Sir James sie zur Seite räumte und auf der Kante seinen Platz fand.

Er hatte im Wasser gelegen. Die Kälte war durch die Kleidung in seine Haut gekrochen. Trotz der im Innern des U-Bootes herrschenden Wärme fror er wie ein Schneider und zitterte am gesamten Körper. Eine Erkältung würde er sich einfangen, wenn nicht noch mehr. Gegenüber, in einer Ecke, sah Sir James einen dunklen Klumpen. Zuerst achtete er nicht weiter darauf, bis seine Neugierde siegte, er aufstand und hinging.

Es war eine Decke, die dort so klumpig lag. Sir James faßte sie an und hob sie hoch.

Im gleichen Moment wurde er zu Eis. Durch die Bewegung hatte sich etwas gelöst, das bisher in der Decke verborgen gewesen war. Nun rollte es hervor.

Es war ein skelettiertes Schädel, auf dem noch die Haare klebten. Sir James sprang zurück. Er schloß die Augen und öffnete sie erst wieder, als der Schädel zur Ruhe kam. Dicht vor der Tür war der Kopf liegengeblieben.

Durch die Nase holte der Superintendent Luft. Er ging langsam zurück und nahm auf der Koje Platz. Sein Gesicht vergrub er in beide Hände. Jetzt wußte er, was auch ihm bevorstand...

Charles, der Butler, gehörte zu den Menschen, die sich sehr intensiv um die Gentlemen des Clubs kümmerten. Er war versucht, ihnen jeden Wunsch von den Augen abzulesen. So war es auch schon vorgekommen, daß er hin und wieder einem der Herren eine Adresse überreichte, wo es die besonderen Vergnügen zu kaufen gab. Aber das kam selten vor. Für Charles war es wichtig, daß die Clubleitung mit ihm zufrieden war. Dies war eingetreten, sonst hätte man seine

Dienste nicht schon über zehn Jahre in Anspruch genommen. Er kannte die Gewohnheiten der Mitglieder genau. Wenn zum Beispiel ein Mann wie Sir James Tee bestellt, wußte Charles, daß er eine halbe Stunde später noch einmal nachschauen mußte, um nach weiteren Wünschen zu fragen. Zumeist trank der Superintendent anschließend noch einen guten schottischen Whisky.

Auch an diesem späten Abend schaute Charles noch einmal nach ihm. Im Club hielten sich nur mehr vier Mitglieder auf. Sie diskutierten miteinander über die Wirtschaftspolitik der EG und waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie Charles vorerst nicht benötigen würden. Er nahm sich die Zeit, nach Sir James zu schauen.

Als er den großen Raum betrat, keimte noch kein Mißtrauen in ihm hoch. Die hohen Lehnen der Sessel nahmen ihm zumeist die Sicht auf die sitzenden Herrschaften.

Charles wurde erst aufmerksam, als er den Windstoß spürte, der sein Gesicht traf.

Da mußte jemand die Tür geöffnet haben. Er wollte Sir James danach fragen, blieb neben dessen Sessel stehen und bekam große Augen, weil er ihn leer fand.

Sein Blick fiel auf das Teegedeck. Die Kanne war noch zur Hälfte gefüllt, auch in der Tasse befand sich ein Teil der gelbgrünen Flüssigkeit. Sir James war verschwunden.

Wieder strich die Kühle über den Rücken und den Nacken des Butlers. Er drehte sich um, schaute das breite Fenster direkt an und sah auch die Lücke an der rechten Seite.

Dort stand das Fenster offen.

Der Butler schluckte, bevor er sich räusperte. Er konnte sich keinen vernünftigen Grund vorstellen, weshalb Sir James den Club hätte verlassen sollen.

Die Nacht war kühl. Wäre es Sommer gewesen, okay, aber nicht bei dieser Witterung. Dennoch gab es keine andere Möglichkeit für

ihn. Charles trat nach draußen.

Er hörte und roch auch den Fluß. Der Wind strich über das Wasser und fuhr gegen ihn. Es war keine sehr dunkle Nacht, weil der Wind den Himmel wolkenfrei gefegt hatte. So konnte der Butler bis hin zum Ufer schauen, wo sich das etwas hellere Band der Themse entlangwälzte. Hätte sich zwischen dem Haus und dem Ufer des Flusses jemand bewegt, hätte Charles das sehen müssen. Doch das Gelände lag ruhig und nächtlich still.

»Ungewöhnlich«, sagte er zu sich selbst. »Sehr ungewöhnlich dieser Vorfall.«

Er drehte sich um, hob die Schultern und ging wieder zurück in den Clubraum.

Er drehte den Schalter, und die Scheibe schloß sich wieder. Charles glaubte fest daran, damit seine Pflicht getan zu haben...

»Guten Morgen, meine Liebe!« rief ich mit lauter Stimme, als ich das Vorzimmer betrat, in dem Glenda bereits an der Kaffeemaschine stand und ihre berühmte braune Brühe kochte, die so herrlich schmeckte.

Glenda Perkins drehte sich um. »Was ist denn in dich gefahren?«

»Wieso?«

»Sonst fällt dein Morgengruß anders aus. Wenn überhaupt.«

Ich ging auf sie zu. »Wie anders denn? So vielleicht?« Bevor sie sich dagegen wehren konnte, hatte ich sie schon in die Arme genommen und ihr einen Kuß auf die Lippen gedrückt. Dann schob ich sie zurück, ließ sie los und lachte.

Glenda holte einige Male tief Luft. Ihre Wangen waren gerötet. Sie schüttelte den Kopf und schluckte. »Das... das ist ja fast eine Ungeheuerlichkeit.«

Ich lachte sie an. »Hat dir dieser zweite Gruß nicht gefallen?«

»Davon mal ganz abgesehen. Was sollen die Leute denn dazu

sagen?«

»Wozu?« Ich drehte mich um. »Siehst du jemand?«

»Nein, aber es hätte jemand kommen können.«

»Nur Suko.«

»Das hätte schon gereicht.«

Ich winkte ab. »Der ist Gönner.«

»Aber nicht im Büro.«

»Okay, Glenda, du hast recht. Ich werde jetzt in meine Kemenate gehen und mich brav an den Schreibtisch setzen.«

»Wisch dir wenigstens zuvor den Lippenstift von deinem rechten Mundwinkel ab, du Wüstling.«

»Danke für den Tip.« Mit dieser Antwort auf den Lippen verschwand ich in meinem Büro, das Suko und ich uns teilten. Der Inspektor war noch nicht eingetroffen. Wir hatten auch noch Zeit bis zum offiziellen Arbeitsbeginn. Glenda kam mit dem Kaffee. Sie trug enge Jeans, eine blaue Bluse und einen hellen Leinenblazer darüber. Schick sah sie wieder aus.

»Neue Klamotten?« fragte ich.

»Unsinn. Das ist alt.«

»Wann fängt denn bei dir das Alter an? Nach zwei Monaten?«

»Nein, nach drei, bitte sehr.«

»Und bei mir nach fünf bis sechs Jahren.«

»Das sieht man auch. So wie du herumläufst. Kauf dir ruhig mal etwas Neues.«

»Willst du das nicht für mich übernehmen?«

»Gott bewahre.« Sie stellte die Tasse ab und schüttelte den Kopf.

»Ich verbrenne mir nicht die Finger.«

»Was du aussuchst, ziehe ich sofort an.«

»Nein, laß mal, John. Gut schlürf!« wünschte sie mir und verließ das Büro, das eine Sekunde später von Suko betreten wurde, der Zeitungen unter dem Arm hatte.

Er grüßte und ließ sich auf seinen Schreibtischstuhl fallen. Nach dem Morgengruß fragte er: »Weißt du es schon?«

»Was denn?«

»Es liegt wieder ein Kursus in der Luft. So eine Art Herbstmanöver. Gefällt mir gar nicht.«

Ich verzog das Gesicht. »Dann wollen wir mal überlegen, wie wir uns davor drücken können.«

Suko lachte. »Mach das mal dem Alten klar.«

»Werde ich auch, keine Sorge.« Ich griff zum Hörer, wählte, trank danach einen Schluck Kaffee, der noch verflucht heiß war, und wartete vergeblich auf die Verbindung.

»Nimmt keiner ab?«

»Nein.«

»Dann scheint er nicht da zu sein.«

»Was mich wundert«, erwiderte ich. »Sir James ist die Pünktlichkeit in Person.«

»Denk an seine Konferenzen«, sagte Suko.

Glenda kam und brachte Suko den Morgentee. Sie sprachen wir auf Sir James an.

»Noch nicht da?« wunderte sie sich. »Das ist aber ungewöhnlich.«

»Dann hat er keine Konferenz?«

»Nein, das wüßte ich. Ist es denn dringend, weshalb ihr ihn sprechen wollt?«

Ich winkte ab. »Kaum. Aber ungewöhnlich ist es schon, daß er noch nach uns kommt.«

Damit war für uns das Thema erledigt. Auch für Geisterjäger gibt es Straf-oder Schreibarbeiten, die man eben vom Schreibtisch aus erledigen muß.

An diesem Morgen stürzte ich mich in den Papierkrieg. Suko arbeitete mit weniger Kraft. Er hielt sich auch des öfteren im Vorzimmer auf, um mit Glenda zu sprechen.

Gegen Mittag bekam ich Hunger. Ich fragte die beiden, ob sie mitgehen wollten. Suko stimmte zu.

»Schade, ich hätte dich gern zu Mario eingeladen.«

Er und sein Partner betrieben quasi im Yard Building eine kleine Pizzeria.

»Das ist ja schon gemein von dir.«

Ich grinste Glenda an. »Du brauchst nur ja zu sagen. Alles andere erledige ich.«

Glenda beugte sich in meine Richtung. »Nein, John Sinclair«, sagte sie, »ich bleibe hart.«

»Selbst schuld.« Ich deutete auf Suko. »Daß er mitgeht, kann ich nicht verstehen.«

»Wieso?«

»Du hast den ganzen Morgen über nichts getan.«

Mein Freund grinste breit. »Was meinst du, John, wie das Nichtstun anstrengt.«

»Bei dir kann ich mir das vorstellen.«

Der Inspektor hatte einmal den Entschluß gefaßt und ließ sich davon auch nicht abbringen. Er wollte mit mir gehen und italienisch schlemmen. Wir bekamen zum Glück noch zwei Plätze und suchten uns etwas von der Tageskarte aus.

Ich entschied mich für eine frische Gemüsesuppe. Suko aß eine dick belegte Pizza. Als Getränk reichte uns Mineralwasser.

»Willst du nach dem Essen noch einmal Sir James anrufen?« fragte mich Suko zwischen zwei Bissen.

»Das hatte ich vor.«

»Mich wundert nur, daß er sich bei uns noch nicht gemeldet hat.«

»Wieso?«

Ich legte den Löffel für einen Moment zur Seite. »Ist doch klar, Alter. Wenn wir im Büro sind, holt er uns immer zu sich. Irgendein Problemchen hat er jedesmal.«

»Das stimmt. Sollten wir diesmal Glück haben?«

Ich griff nach dem Löffel. »Das kann ich einfach nicht glauben. Es wäre so anders.«

Uns schmeckte das Essen trotzdem. Vielleicht auch gerade deshalb, aber wir kamen nicht mehr dazu, die Teller zu leeren, denn Mario stand plötzlich neben unserem Tisch. Da er ein zerknirschtes Gesicht zog, wußte ich, wie leid es ihm tat, uns beim Essen stören zu müssen. Er war mit Leib und Seele Koch und hielt eine Störung beim Essen für eine Todsünde.

»Was ist los?« fragte ich.

Mario rang die Hände. »Ein dringender Anruf.«

»Von wem?«

»Vom Yard. Sie sollen kommen, und zwar sofort. Ein Captain Darring erwartet Sie.«

Suko zuckte zusammen. »Weißt du, wer das ist, John?«

»Hilf mir mal auf die Sprünge.«

»Darring ist der Chef der Vermißten-Abteilung. Er hat auch politische Funktionen und ist eng mit der Anti-Terror-Bekämpfung verbunden.«

»Hört sich hart an.«

»Sogar knochenhart.«

»Ich habe es euch gesagt«, erklärte Mario und warf noch einen bedauernden Blick auf unsere zur Hälfte gefüllten Teller.

»Danke sehr«, sagte ich und aß weiter.

»Willst du nicht gehen?« fragte Suko.

»Nach der Suppe.«

»Lassen wir Darring also warten.«

Zehn Minuten später standen wir in seinem Büro und sahen uns einem Mann gegenüber, der altersmäßig mit mir Schritt halten konnte. Nur war sein Haar schwarz, und auf der Oberlippe trug er einen ebenfalls dunklen Schnäuzer. Die Uniform sah aus, als wäre

sie soeben frisch aus der Bügelmaschine gekommen. »Sie haben lange gebraucht.«

»Wir aßen«, sagte ich. »Dieser Fall ist wichtiger.«

»Um was geht es, Captain?«

Er lachte kurz und trocken. »Um Ihren Chef, Sir James!«

Suko und ich schauten uns an. Auf der Stirn meines Partners bildeten sich Sorgenfalten. »Was ist mit ihm?« fragte ich.

Darring preßte seine Hände auf die Schreibtischplatte und blieb in dieser leicht gebückten Haltung stehen. »Wenn wir das wüßten. Jedenfalls ist er verschwunden.«

»Nicht zum Dienst gekommen?« fragte Suko.

»Genau.«

»Haben Sie es bei ihm zu Hause versucht?«

Darring winkte unwirsch ab. »Ja, wir brachen sogar die Tür auf. In seiner Wohnung befindet sich Sir James Powell auch nicht. Er ist verschwunden.«

»Freiwillig?« fragte ich.

»Genau das ist die Frage«, gab Darring zurück. »Ich glaube nicht, daß ein Mann wie Sir James freiwillig verschwindet. So etwas ist bei ihm einfach nicht drin.«

»Also Kidnapping!« spann ich den Faden weiter.

»Das nehme ich an, obwohl die Anzeichen nicht darauf hindeuten.«

»Sie haben also schon Spuren gesichert.«

»So ähnlich. Wir verfolgten seinen Weg zurück. Ihr Chef hat den Abend in seinem Club verbracht, was er ja immer tat. Er trank noch Tee, und als der Butler nach ihm schauen wollte, um eine neue Bestellung aufzunehmen, fand er ihn nicht mehr vor.«

»Dann hat Sir James das Clubhaus verlassen.«

»Ja, nur nicht auf dem normalen Weg. Was uns wiederum stutzig gemacht hat. Der Butler berichtet nämlich noch mehr. Die breite Fenstertür, die nach draußen führte, stand offen. Es ist also

anzunehmen, daß Sir James den Raum durch diese Tür verlassen hat. Und zwar freiwillig, wie ich annehme, das ließ sich aus den Spuren ablesen, die wir fanden. Sie führten zum Wasser...«

Suko und ich wußten genau, was Darring damit andeuten wollte. Sir James konnte durchaus in der Themse verschwunden und ertrunken sein. Aber er ein Selbstmörder? Nein, daran wollte ich nicht glauben, das erklärte ich dem Mann auch. »Ich denke ähnlich wie Sie, Mr. Sinclair. Deshalb rechne ich auch mit einer Entführung, weil wir keine Spuren fanden.«

Suko hatte eine Idee. »Man könnte Sir James auch aus dem Raum gelockt haben.«

»Daran dachte ich ebenfalls.«

»Was wird Ihre Abteilung jetzt unternehmen, Captain?« erkundigte ich mich.

»Uns bleibt nicht viel. Wir können nur die Suche nach Zeugen intensivieren.«

»Gibt es die denn?«

»Bisher haben wir keine gefunden.«

»Auch nicht bei den Gästen des Clubs?«

»Es waren nur noch vier anwesend. Und die saßen in einem anderen Teil des Hauses. Sie konnten überhaupt nicht zum Flußufer hinschauen.« Er stellte sich wieder aufrecht. »Es tut mir leid. Ihr Chef scheint sich in Luft aufgelöst zu haben.«

»Woran wir nicht glauben können«, sagte ich.

»Trotz Ihres Jobs, in dem Sie ja mit den unmöglichsten und unheimlichsten Dingen konfrontiert werden?«

»Vergessen Sie den mal«, sagte ich. »Konzentrieren wir uns auf das Verschwinden. Sir James ist ein Mensch, der für zahlreiche Gruppen interessant ist. Das brauchen nicht nur dämonische Kräfte zu sein. Auch Terror-Organisationen können ihn sich geholt haben. Sir James ist sehr wichtig. Man kann ihn als Geisel benutzen.«

»Das befürchte ich auch.«

»Okay, Sie haben Erfahrung, Captain. Was schlagen Sie vor?«

»Wir werden unsere normalen Ermittlungen weiterführen und uns ansonsten still verhalten. Sollte Sir James nur gekidnappt und nicht getötet worden sein, werden sich seine Entführer irgendwann melden und ihre Bedingungen stellen.«

»Das glaube ich auch.«

»Aber Sie forschen weiter?«

»Können wir mehr tun als Sie, Captain?«

Darring lachte. »Im Prinzip nicht. Vielleicht packen Sie den Fall von einer anderen, dämonischen Seite an.«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

Darring reichte uns die Hand. »Wir bleiben auf jeden Fall in Verbindung, okay?«

»Abgemacht!« Ziemlich sauer verließen wir das Büro und sprachen auf dem Gang weiter, nachdem wir erst einmal tief Luft geholt hatten.

»Das ist ein Ding«, sagte Suko. »Ich möchte gern wissen, was dahinter steckt.«

»Frag mich mal.«

»Du hast keinen Verdacht?«

»Nein. Das könnte jeder sein. Luzifer, der Spuk, andere Dämonen oder auch Verbrecher.«

Suko nickte. »Eine verdammt große Auswahl. Etwas zu groß, wie mir scheint.«

»Was willst du machen?«

»Sir James«, flüsterte Suko. »Wenn sie sich einen von uns geholt hätten, das hätte ich noch verstanden, aber ihn?«

»Ist er nicht das schwächste Glied in der Kette?«

»Du meinst körperlich?«

»Ja.«

»Stimmt, aber...« Suko öffnete die Vorzimmertür, wollte

weitersprechen, doch das Wort blieb ihm auf den Lippen stecken, denn er schaute Glenda an, die zitternd neben ihrem Schreibtisch stand, hochrot im Gesicht war und rotgeweinte Augen hatte. Rasch ging er näher, ich folgte ihm, war ebenfalls überrascht und fragte:

»Was hast du?«

Sie konnte zunächst nicht antworten, weil sie so schwer Luft holte. Dann deutete sie auf unsere Bürotür. »Da... dahinter sitzt jemand, der euch besuchen kam.«

»Wer?«

»Ich... ich weiß es nicht. Er war plötzlich da, glaube ich.«

»Und wie ist er reingekommen?«

»Frag ihn, John. Er bedrohte mich...«

»Okay, schon gut. Halte du dich mal zurück.«

Suko stand bereits neben der Tür und hatte seine Beretta gezogen. Auch ich holte meine Waffe hervor.

Durch ein kurzes Nicken gab Suko mir zu verstehen, daß er die Tür aufstoßen wollte.

Sein Tritt ließ sie nach innen fliegen.

Ich huschte über die Schwelle und sah auf meinem Stuhl eine Gestalt sitzen.

Es war ein Kuttenträger!

Er drehte uns beiden den Rücken zu, denn auch Suko war in das Zimmer gestürmt. Mein Freund und Partner stellte sich so auf, daß wir den Unheimlichen in die Zange nehmen konnten. Keiner von uns hatte bisher ein Wort gesprochen.

Ich übernahm die Initiative. »Bewege dich nicht, wer immer du sein magst. Bleib so sitzen!«

Der Kuttenträger rührte sich nicht. Suko winkte mit der freien Hand. Er bedeutete mir, um den Besucher herumzugehen. Auf leisen Sohlen schritt ich einen Kreis um den unheimlichen Gast, so daß ich Sukos

Platz einnehmen konnte und den anderen zum erstenmal von vorn sah. Viel war von seinem Gesicht nicht zu erkennen. Es war dunkel und lag im Schatten der über den Kopf gezogenen Kapuzenkrempe. Selbst die Augen sah ich nicht. Die Arme hatte er angehoben und angewinkelt. Seine Hände waren in den weiten Armein verschwunden, und er hockte vor uns wie ein Denkmal.

Ich streckte meinen Arm aus und zielte über die Platte des Schreibtisches hinweg auf ihn. »Heb den Kopf an!« Der Besucher rührte sich nicht.

»Moment, John!« meldete sich Suko, ging auf den Gast zu und faßte mit den Fingern der freien Hand in den Stoff der Kapuze. Mit einem heftigen Ruck schleuderte er sie nach hinten, so daß der Schädel freilag.

»Verdamm!« sagte mein Freund.

Ich starrte den anderen nur an und sah in das widerliche Gesicht eines Teufels...

Ja, er war ein Teufel. Nicht Asmodis, obwohl sich die beiden, was die Kopfform anging, ähnelten.

Ich kannte den Teufel persönlich. Wir hatten uns oft genug gegenübergestanden. Dieser hier besaß längst nicht das Format eines Asmodis, nur das Aussehen. Hatte ihn der Satan geschickt? Mein Blick fraß sich förmlich an der graublauen, dreieckigen Fratze fest. Jetzt konnte ich auch seine Augen sehen, die etwas heller als das übrige Gesicht waren.

»Wer bist du?« fragte ich, in der Hoffnung, daß ich ihn auch zum Reden brachte.

Wieder schwieg er.

»Wie bist du hereingekommen?«

Jetzt sagte er ein Wort, und es war nicht einmal falsch, wie ich fand.

»Magie! Nur Magie...«

»Okay, ich akzeptiere das. Aber was willst du von uns? Welche Botschaft hast du?«

Ich hielt meine Waffe auf ihn gerichtet, Suko ebenfalls die seine, dennoch kümmerte er sich nicht um unsere mit Silberkugeln geladene Berettas. Er drückte sich hoch und zog noch in der Bewegung seine Hände aus den Kuttenärmeln.

Es waren lange, schlanke Hände, auch kräftig anzusehen, aber ebenso verfärbt wie sein Gesicht, als wäre über seinen gesamten Körper das Höllenfeuer gestrichen.

Wir schauten uns an. Ich ahnte, daß er mir eine Antwort geben wollte und wartete deshalb ab. Nach einigen Sekunden bewegte er seine rechte Klaue. Sie glitt an den seitlichen Falten der Kutte entlang und verschwand in einer schrägen Taschenöffnung. Daß er dort etwas verborgen hielt, war mir klar. Nur mußte ich höllisch aufpassen, daß er Suko und mich nicht noch letztendlich übers Ohr haute.

Was er hervorholte, war beim ersten Hinsehen nicht zu erkennen, weil er die Faust darum geschlossen hatte. Sehr groß konnte der Gegenstand nicht sein. Auf den Lippen seines dunklen, dreieckigen Teufelsgesichts zeichnete sich ein Grinsen ab, als er die Hand umdrehte und sie mit dem Rücken zuerst auf den Schreibtisch legte.

Dann öffnete er die Faust!

Ich rechnete mit dem Schlimmsten, auch mit einer Bombe, die explodieren würde, aber was ich zu sehen bekam, war eine völlig normale Kassette, wie sie in jeden Recorder paßte.

»Ist es das?« fragte ich.

Suko hatte über die Schulter des unheimlichen Gastes geschaut und wunderte sich ebenfalls. »Eine Kassette? Daran hätte ich wirklich nicht gedacht, John.«

»Okay, Alter.« Ich wandte mich wieder an den Kuttenträger. »Was

sollen wir damit?«

Ergab uns keine Antwort. Statt dessen drehte ersieh auf der Stelle um und ging zur Tür.

Suko und ich waren zunächst so von dieser Reaktion überrascht, daß wir nichts taten. Wir standen da und starrten auf den Rücken des Mannes, wo der Kuttenstoff durch die Gehbewegungen zahlreiche Falten warf.

»Der will verschwinden!« flüsterte Suko und startete, weil er näher bei ihm stand als ich.

Mein Freund schlug eine Hand auf die Schulter des Kuttenträgers, ließ den Unheimlichen im gleichen Augenblick noch los und schrie auf. Gleichzeitig schlenkerte er seine Hand, als hätte er sie verbrannt.

»Heiß?« fragte ich.

»Ja, verdammt.«

»Er qualmt schon!« rief ich und hatte richtig gesehen. Aus der Kleidung und auch unter dem Saum hervor stiegen die weißgrauen Wolken in die Höhe.

Gleichzeitig hörten wir ein Knistern, als würden kleine Flammen über seinen Körper huschen.

»Deckung!«

Beide lagen wir im nächsten Moment flach. Das war auch gut so, denn dieser Teufelsbote explodierte vor unseren Augen. Wir sahen noch einen fahlen, bläulichgelben Schein, der wie ein langer, starrer Finger in die Luft stach, dann erklang ein puffendes Geräusch, bevor die Einzelteile durch unser Büro flogen.

Die Druckwelle war so gut wie nicht zu verspüren. Jedenfalls tat sie uns nichts.

Zugleich hoben wir die Köpfe und standen auf.

Von unserem Besucher war nichts mehr so zu erkennen, wie es noch vor wenigen Sekunden gewesen war. Als vorhanden konnten wir ihn

schon bezeichnen, nur lagen dort, wo er eben noch gestanden hatte, die qualmenden Lumpen seiner Kleidung.

Von seinem Körper war nicht mehr viel zurückgeblieben. Was zu sehen war, hatte sich im Büro verteilt. Da klebten graue Reste an den Wänden und der Scheibe. Sir rannen wie schwerer Sirup nach unten, und bildeten auf dem Boden Lachen.

Mir lief es kalt über den Rücken. Das war die Art der Hölle. So reagierte Asmodis eigentlich immer, wenn er einen Diener nicht mehr benötigte. Suko schaute mich an, und ich vernahm seinen pfeifenden Atem. Anschließend räusperte er sich und deutete in die Ecke, wo der Teufelskopf lag. Auch er war zerstört worden. In der Mitte geteilt, als hätte jemand mit einem breiten Messer hineingeschlagen. Suko starzte mich an. Auf seinem Gesicht lag ebenso eine Gänsehaut wie auf dem meinen. »Mensch oder Monster?« fragte er.

»Wahrscheinlich beides«, erwiderte ich.

Der Inspektor nickte. »Daran glaube ich allmählich auch.«

»Zudem hat Asmodis sich nicht geändert. Er arbeitet noch immer nach den gleichen Gesetzen.«

»Du sagst es.«

Jemand klopfte zaghaft gegen die Tür. Das konnte nur Glenda Perkins sein. Trotzdem fragte ich sicherheitshalber nach und hörte auch ihre Stimme. »John, was ist denn geschehen? Ich hörte eine Explosion oder ein ähnliches Geräusch...«

»Du hast dich nicht geirrt.«

»Und ihr lebt?« Während dieser Frage ging die Tür auf.

Ich wollte Glenda noch warnen, aber sie stand schon auf der Schwelle, sah die Bescherung und preßte beide Hände gegen ihre Wangen. »Mein Gott, das ist ja furchtbar«, hauchte sie.

»Irrtum«, erwiderte ich. »Es war furchtbar. Aber jetzt ist es vorbei.«

Sie ging wieder zurück. Bevor sie sich auf ihren Schreibtischstuhl setzte, holte sie aus einem Fach eine kleine Flasche Brandy. Den Schluck gönnte ich ihr.

Ich schloß die Tür und hörte Suko sprechen. »Seinen Auftrag hat dieses Monstrum ja erfüllt.« Der Inspektor deutete auf die Kassette. »Wir sollten sie uns anhören.«

»Ja, später« Ich hob einige Dinge auf, die der Luftdruck vom Schreibtisch gefegt hatte.

Natürlich gehörte auch ein Recorder zu unserer Ausrüstung. Suko holte ihn hervor und legte auch die Kassette ein. Wir hockten beide auf unserem Schreibtisch, und der Recorder stand zwischen uns.

»Jetzt bin ich mal gespannt«, sagte mein Freund. »Was man uns da zu bieten hat.« Er stellte den Apparat an, und wir konnten durch die Abdeckung erkennen, wie sich die Kassette drehte.

Zuerst vernahmen wir nichts. Auch als ich die Lautstärke regelte, hörten wir nur mehr ein Rauschen. Aus diesen Hintergrundgeräuschen war nicht auszumachen, wo die Aufnahme gestartet worden war, obwohl auch ein leises Summen zu vernehmen war.

Plötzlich vernahmen wir die Stimme, und als die ersten Worte an unsere Ohren drangen, wurden wir beide totenbleich.

Wir kannten den Sprecher und konnten nicht gerade behaupten, daß er zu unseren Freunden gehörte...

Gefangen für den Rest des Lebens. Lebendig begraben in einem stählernen Sarg. Nie mehr das Licht der Sonne sehen. Solche und ähnliche Gedanken erfüllten den einsam auf dem Rand der Koje hockenden Superintendenten, der sein Gesicht in die Hände stützte und dumpf vor sich hinbrütete.

Seine Kleidung war mittlerweile getrocknet. Ein feuchter Geruch hing in dem Raum.

Nachdem Sir James den ersten Schock überwunden hatte, waren die Vorwürfe gekommen. Ja, er hatte sich selbst die schwersten gemacht, weil er wie ein neugieriges Kleinkind in die Falle gegangen war. Er hätte sofort die River Police alarmieren sollen, als es auf eigene Faust zu versuchen. Das war nicht mehr zu ändern, und Sir James mußte sich mit seinem Schicksal abfinden.

Eine Nacht konnte lang werden, auch wenn sie schon angebrochen war. Sir James wurde müde und wollte etwas schlafen. So ließ er sich nach hinten fallen. Auf dem Rücken blieb er liegen und schlief ein. Als er aufwachte, schreckte er hoch, sah wieder dieses trübe Licht, dann die Knochen und wußte sofort, wo er sich aufhielt. Die Erinnerung kam zurück, und Sir James ballte vor Wut die Hände. Ausgeschlafen fühlte er sich nicht. Er war völlig kaputt, als hätte er wer weiß was hinter sich. Er stand auf. Seine Knochen taten ihm weh. Einige Stellen an seinem Körper waren bestimmt blau angelaufen. Er reckte sich und machte ein wenig Gymnastik.

Es tat gut, so wurde er wieder beweglicher. In der Koje schritt er hin und her, lauschte hin und wieder und hörte nur mehr ein seichtes Summen, aber nicht das Brummen eines Motors.

Demnach lag das Boot noch immer auf Grund. Manchmal tropfte es von der Decke her in seinen Nacken. Dort hatte sich Schwitzwasser gebildet, wie es in jedem U-Boot vorkam.

Es hatte zwar keinen Sinn, dennoch probierte Sir James den hochkant stehenden Eisenriegel der Tür aus. Er schaffte es nicht, ihn zur Seite zu drücken.

So blieb er gefangen und mußte warten, bis jemand über sein Schicksal entschied.

Wieder verging eine Stunde. Sir James warf einen Blick auf die Uhr und dachte daran, daß John Sinclair und Suko jetzt das Büro erreicht haben mußten.

Wie würde man beim Yard reagieren, wenn man feststellte, daß er

fehlte? Daß ein Kidnapping vorlag, darauf würde man sicherlich schnell kommen, nur gab es keine Spuren, die zu diesem U-Boot hätten führen können. Sie hatten ihn einfach geholt und waren mit ihm verschwunden. Als schlimm empfand es Sir James auch, daß ihm niemand erklärt hatte, wie es weiterlaufen sollte. Umbringen wollten sie ihn wohl vorerst nicht, mit ihm als Geisel konnten sie hingegen den Yard erpressen. Doch Dämonen haben in der Regel andere Motive als Menschen. Bei Terroristen konnte man sich die Forderungen an wenigen Fingern abzählen, doch bei Dämonen? Was konnten Menschen ihnen bieten, daß sie jemand wieder freiließen?

Kein Geld, keinen Gefangenenaustausch, wenigstens fiel Sir James nichts in dieser Richtung ein. Vielleicht ein Versprechen, Aktivitäten in bestimmten Richtungen sein zu lassen?

Es war typisch für einen Mann wie Sir James, daß er sich weniger um sein Schicksal Gedanken machte und dafür mehr über die Hintergründe nachdachte.

Er dachte auch daran, daß man ihm irgendwann einfach Bescheid geben mußte, wie es weitergehen sollte.

Die Besatzung bestand aus Teufeln oder Teufelsdienern. Das hatte er gesehen. Aber es gab auch unter ihnen so etwas wie einen Anführer, einen Chef, oder schwebte Asmodis irgendwo in der unerreichbaren Ferne darüber?

Sir James unterbrach seine Gedanken, denn durch den stählernen Rumpf glitt ein Vibrieren. Schallwellen pflanzten sich fort. Der Superintendent konnte sich vorstellen, was geschah. Man hatte den Schiffsmotor angelassen.

Er blieb an der Tür stehen, das Ohr gegen das dicke Metall gelegt, aber die andere Seite verhielt sich ruhig. Niemand kam, um ihm einen Besuch abzustatten.

Dafür nahm das Boot Fahrt auf. Sehr langsam, fast unmerklich, und Sir James mußte sich schon sehr konzentrieren, um es überhaupt zu

merken. Es hatte keinen Sinn, an der Tür zu stehen, deshalb ging er wieder zurück und setzte sich auf den Rand der Koje. Er achtete jetzt darauf, in welch eine Richtung sie fuhren. Es standen nur zwei zur Auswahl.

Entweder flußauf-oder flußabwärts.

Sir James erinnerte sich. Als er in das U-Boot eingestiegen war, mußte es von der Mündung gekommen sein. Es war also flußaufwärts gefahren. Dann hatten sie gedreht und waren gleichzeitig gesunken... Da unterbrach er selbst seine Gedanken. Nein, das war nicht möglich, irgend etwas brachte er da durcheinander. Er wollte auch nicht weiter nachdenken, denn Schritte drangen plötzlich an seine Ohren. Selbst die dicke Stahltür dämpfte sie nicht.

Auf einmal war der Superintendent hellwach. Er blieb zwar auf der Pritsche sitzen, jetzt aber in einer gespannten Haltung und starrte auf die Tür.

Typische Geräusche vernahm er, als jemand an der anderen Seite den Hebel umlegte. Auch der innere Arm bewegte sich jetzt. Im nächsten Moment wurde die Tür geöffnet.

Ein Mann erschien!

Sir James sah seinen Umriß auf der Schwelle. Er hob sich sehr deutlich ab, aber noch erkannte der Superintendent die Gestalt nicht. Jedenfalls war es keiner dieser widerlichen Teufelsgestalten, die die Besatzung stellten.

Der Mann zog den Kopf ein, als er die kleine Kabine betrat, und er begrüßte Sir James mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme. »Herzlich willkommen an Bord, Sir!«

Der Superintendent drückte sich hoch. »Wer sind Sie?«

Ein Lachen antwortete ihm. Aber der Besucher ging nach links und trat in den blassen Schein der Deckenlampe, während die Tür hinter ihm wieder zuschwang.

»Erkennen Sie mich nicht?«

»Nein, tut mir leid. Aber Sie scheinen in gewisser Hinsicht eine Berühmtheit zu sein, wenn Sie schon so sprechen.«

»Natürlich.« Der andere blieb jetzt unter der Lampe stehen. »Ihr Mitarbeiter John Sinclair hätte meinen Namen sicherlich schon längst ausgesprochen, Sir James.«

»Ja, er kennt sich besser aus.« Allmählich dämmerte es auch dem Superintendenten. Zwar hatte er ihn noch nie direkt gesehen, aber er glaubte sich an Beschreibungen erinnern zu können, die ihm John Sinclair geliefert hatte.

Der Besucher war groß, dunkelhaarig. Er hatte volles Haar, und sein menschliches Gesicht war dennoch auf irgendeine Art und Weise durch dämonische Züge geprägt worden. All diese Typen schienen ein Faible für dunkle Farben zu haben. So auch dieser Kerl, denn er trug einen dunklen Anzug, dessen Schnitt einmal vor Jahren modern gewesen war. Anscheinend ahnte er, was im Hirn des Superintendenten vorging, denn er selbst stellte sich nicht vor. »Na, wissen Sie jetzt Bescheid?« fragte er nach einer Weile.

»Ich... ich glaube.«

»Gut, dann sagen Sie meinen Namen!«

»Vincent van Akkeren, der Grusel-Star!«

»Richtig, Sir James, völlig korrekt.« Van Akkeren riß den Mund auf und begann zu lachen. »Ich bewundere Ihren Scharfsinn oder die Beschreibungskunst eines gewissen John Sinclair. Ich scheine doch Eindruck auf ihn gemacht zu haben.«

»Ja, wie man's nimmt.«

»Ich weiß, Sie wollen es nicht gern zugeben, aber Sie müssen wissen, daß Sie sich in meiner Hand befinden.«

»Nicht in der des Teufels?«

Van Akkeren zog die Stirn kraus. »Gibt es da einen Unterschied, Mr. Powell?«

»Für mich ja.«

»Aber nicht für mich!« zischte der Grusel-Star. »Meine Macht ist inzwischen höllengleich. Ich habe den Befehl über diese Geschöpfe übernommen, und sie gehorchen mir.«

»Das habe ich festgestellt.«

»Sie werden alles tun, was ich von ihnen verlange. Der Teufel hat sie reaktiviert, und darüber sind sie froh, auch wenn man sie nur mehr als Marionetten bezeichnen kann.«

Sir James nickte. »Ich hätte doch gern gewußt, was Sie vorhaben. Das Kidnapping ist bestimmt keine Spielerei von Ihnen gewesen.«

»Das möchte ich meinen.«

»Also, Mr. van Akkeren, wie lauten Ihre Bedingungen?«

Der Grusel-Star ging nicht auf Sir James' Bemerkungen ein. Statt dessen schaute er sich um und fragte: »Wie gefällt es Ihnen eigentlich hier an Bord?«

»Bescheiden.«

»Oh, das tut mir leid. Dabei haben Sie es noch gut getroffen. Ich hätte Sie auch zu meinen Dienern in den Mannschaftsraum legen können. Statt dessen habe ich Ihnen die ehemalige Kapitänskabine überlassen. Sie müßten mir dankbarer sein.«

»Darauf kann ich gut verzichten.«

»Schön, wie Sie wollen.« Van Akkeren änderte seinen Tonfall. Er war plötzlich nicht mehr so plaudernd wie zuvor. »Daß ich Ihnen gern den Hals umdrehen würde, wissen Sie. Vielleicht werde ich es auch tun, aber im Augenblick sind Sie zu wertvoll für mich.«

Sir James war anderer Meinung. »Das würde ich nicht so sehen, Mister. Was wollen Sie mit mir anfangen? Für mich zahlt niemand Lösegeld. Wer einen Beruf hat wie ich, geht ein gewisses Risiko ein. Das habe ich schon gewußt, als ich vor Jahren beim Yard begann.«

»Ja, so ähnlich würde ich auch denken, wenn ich Sie wäre, Sir. Deshalb mußte mein Plan ein ganz besonderer sein.«

»Und welcher?«

Da grinste van Akkeren und lehnte sich zurück. »Nicht so voreilig, mein Lieber, wir haben Zeit. Noch haben wir Zeit.«

»Ja, Sie haben die besseren Trümpfe.«

»Die werde ich demnächst immer in der Hand halten. Sie wissen, daß ich eine Templer-Gruppe anführe?«

»Diejenigen, die sich blind um Baphomet geschart haben.«

»Genau. Baphomet, der teufelsgleiche. Ich bin sein Vertreter hier auf Erden, ich habe Anspruch auf seinen Thron und dadurch einen direkten Draht zur Hölle. Der Teufel hat mir einige Geheimnisse mitgeteilt. Unter anderem sprach er auch von diesem Boot und seiner Besatzung, die sich entschlossen hatte, ihm zu dienen. Es ist übrigens ein englisches UBoot aus dem Zweiten Weltkrieg.«

»Was hat die Soldaten veranlaßt, sich auf die Seite des Teufels zu stellen?«

»Die reine Not.«

»Das verstehe ich nicht.«

Van Akkeren blickte Sir James an. Er überlegte eine Weile und nickte dann. »Ja, wir haben noch genügend Zeit, so daß ich mit Ihnen über dieses Thema reden kann. Erinnern Sie sich. Denken Sie 45 Jahre zurück, als in Europa die Hölle tobte. Für England hieß es damals, Deutschland zu besiegen. Aber die Deutschen waren stark. Sie hatten eine vorzügliche Wehrmacht, zu der ich auch ihre U-Boot-Flotte zähle, gleichrangig neben Heer und Luftwaffe.«

»Wollen Sie diesen verdammten Krieg verherrlichen?« fuhr Sir James ihm in die Parade.

»Halten Sie sich zurück«, erklärte van Akkeren kalt, »und hören Sie mir lieber zu. Das gehört zum Thema.«

»Allright, sprechen Sie weiter.«

»Natürlich versuchten auch die Engländer, durch ihre U-Boote die Herrschaft über die Meere zu bekommen. Das gelang ihnen anfangs nicht, die Deutschen waren einfach besser. Auch der Kapitän dieses

Bootes merkte es, als er von deutschen Schiffen gejagt wurde. Man hetzte ihn wie Freiwild durch die Tiefen der Nordsee. Zwei U-Boote kreisten dieses schließlich ein, und dem Kapitän blieb nichts anderes übrig, als sich zu verbergen. So ging man auf Grund. Doch die Deutschen fanden das Boot. Nun sind Seeleute, auch wenn sie sich noch so hart geben, abergläubisch. Der Besatzung dieses Bootes erging es ähnlich. Aber sie ergaben sich nicht in ihr Schicksal, sondern führten an Bord und auf dem Grund liegend in höchster Not eine Teufcisbeschwörung durch. Asmodis war ihnen gnädig gesonnen. Er zeigte sich und hörte sich ihre Sorgen an. Er versprach ihnen, sie zu retten, wenn sie auf seine Bedingungen eingingen. In ihrer Not hätten die Männer alles getan, so stimmten sie zu. Und der Teufel konnte sich die Hände reiben. Er sorgte durch seine Macht und Kraft dafür, daß die deutschen U-Boote nicht nur verschwanden, sie zerplatzten auch unter Wasser, und die Engländer konnten die Leichen ihrer Feinde an ihrem Boot vorbeitreiben sehen. Sie waren glücklich, bis sie merkten, daß sie nicht mehr auftauchen konnten. Der Satan behielt das Boot in seinen unsichtbaren Fängen, und er zeichnete die Männer nach seinem Ebenbild. Sie nähten sich Kutten, streiften diese über und setzten die Kapuzen auf die Köpfe. Von nun an waren sie Hilfstruppen der Hölle.«

Sir James nickte. »Was geschah dann?«

»Nichts. Es ist wie in der Spionage. Der Teufel ließ das Boot auf dem Grund des Meeres liegen. Es verrostete jedoch nicht. Alle Waffensysteme funktionieren noch, mein lieber Sir James.«

Bei den letzten Worten hatten die Augen des Grusel-Stars einen noch kälteren Glanz bekommen. »Sie wissen, was ich meine?«

»Ich kann es mir vorstellen.«

»Gut, dann komme ich gleich zu den Einzelheiten. Also, jahrelang hat Asmodis das Boot samt Besatzung auf den Grund des Meeres ruhen lassen. Dann kam ich, und der Satan, der mir hier Prokura

gegeben hatte, erinnerte sich wieder daran, daß er noch eine Zeitbombe in der Hinterhand hielt. Er überreichte sie mir mitsamt der unheimlichen Besatzung.«

»Dann führen Sie also jetzt das Boot?«

»Ja und nein. Um die Technik kümmere ich mich nicht. Auch wenn die Besatzung unter dem Bann des Teufels steht, sie funktioniert noch wie vor über 40 Jahren.«

»War es Zufall, daß Sie mich holten, van Akkeren?« Sir James hatte bei seiner Anrede das Mister bewußt weggelassen. Für ihn war dies die Ächtung eines Menschen, wenn er die Höflichkeit beiseite ließ.

»Natürlich nicht. Ich habe Sie beobachten lassen und selbst unter Kontrolle gehalten, ohne daß Sie etwas davon merkten. Ich rechnete mit Ihrer Neugierde, wenn Sie plötzlich entdecken, daß aus den Fluten der Themse ein U-Boot aufsteigt.«

»Okay, jetzt haben Sie mich ja. Was wollen Sie denn noch?«

»Alles der Reihe nach. Wir haben Zeit, viel Zeit. Im Moment fahren wir flußaufwärts.«

»Tiefer noch nach London hinein?«

»Natürlich.«

Er sagte dieses Wort mit einer Selbstsicherheit, die den Superintendenten erschütterte. Dieser Vincent van Akkeren hatte einen gefährlichen Plan ersonnen. Zudem kannte er keine Skrupel. Er glich einer machthungrigen Hyäne, und sein Vorleben war durch Grauen, Mord und Verbrechen gezeichnet. Baphometh und die verräterische Gruppe der Templer hätten sich keinen besseren Anführer wünschen können.

Die letzten Aussagen hatten Sir James gedanklich von seinen eigenen Problemen abgelenkt. Er zerbrach sich darüber den Kopf, was ein Mensch wie van Akkeren mit einem gekaperten U-Boot anfangen konnte. So etwas gehörte normalerweise in einen Bond-

Film, aber hier spielte noch eine gefährliche Magie mit.

»Nun, Sir James?« fragte van Akkeren, »haben Sie die Lösung in etwa gefunden?«

»Noch nicht.«

Der Grusel-Star, wie er sich selbst genannt hatte, begann feist zu lächeln. »Ich hätte Ihnen wirklich etwas mehr Phantasie zugetraut. Was kann man mit einem unter Waffen stehenden U-Boot in einer Großstadt wie London schon alles anfangen?«

Hinter den Brillengläsern weiteten sich die Augen des Superintendenten. Er begriff mit einemmal, auch wenn er sich dabei mit einem Kommentar zurückhielt.

»Nun?«

»Ja, Sir James. Der Plan ist so dicht geknüpft wie ein Netz. Ich habe in dieses Netz auch Ihre beiden Mitarbeiter Sinclair und Suko mit einbezogen. Ich werde den Torpedo abfeuern lassen, und ich habe mir auch schon ein Ziel ausgesucht. Die Hand des Teufels wird diese Waffe leiten, wenn sie das direkt am Ufer stehende Ziel erwischt.«

Sir James sprang auf. »Was ist dieses Ziel?«

»Das britische Parlament...«

»Ich begrüße Sie, John Sinclair, und sicherlich auch Inspektor Suko, wie ich annehme.«

So lauteten die ersten Worte, die uns aus den Lautsprechern des Recorders entgegenklangen. Ich konnte für meinen Freund mitsprechen und sagen, daß wir beide von diesen Sätzen nicht gerade begeistert waren. Gesprochen hatte einer der schlimmsten Menschen, die mir je in meinem Leben begegnet waren — Vincent van Akkeren. Ein Teufel, ein Menschenverächter, ein Günstling der Hölle und gleichzeitig Anführer einer mörderischen Templer-Gruppe, die der Hölle zugetan war. Van Akkeren schien Reaktionen vorausahnen zu

können, denn er sprach zunächst einmal nicht weiter, so daß nur das Band lief, ohne seine Stimme.

Suko und ich waren beide blaß geworden. Wir wußten, was es bedeutete, wenn er hinter einem Plan steckte. Dann ging es meist ohne Tote nicht ab. Einen ersten Vorgeschmack hatten wir schon bekommen.

»So«, wir hörten ihn wieder sprechen. »Ich bin mir jetzt sicher, daß Sie beide sich von dem ersten Schock einigermaßen erholt haben, und so können wir zum eigentlichen Problem kommen. Meinen Diener, den ich Ihnen schickte, wird es nicht mehr geben. Kraft meiner Magie habe ich ihn ausgelöscht. Sie können also keinen Zeugen befragen und müssen sich voll und ganz auf meine Angaben und Bedingungen verlassen.«

»Der soll endlich zur Sache kommen!« flüsterte ich und redete dabei fast in van Akkerens nächsten Worten hinein.

»Ich kann mir vorstellen, daß Sie sich bereits darüber Gedanken gemacht haben, aus welch einem Grunde Ihr Chef nicht zum Dienst kam. Er konnte nicht kommen, weil ich es verhindert habe. Ich gebe Ihnen jetzt eine kurze Pause, damit Sie sich untereinander absprechen können.«

Suko hatte die Hand zur Faust geballt. Es sah so aus, als wollte er den Recorder mit einem Schlag zertrümmern. Auch in meinem Magen breitete sich ein gewisser Druck aus, der sich ebenfalls auf meinen Herzschlag niederschlug.

»Das ist doch nicht wahr!« hauchte ich. »Verdammtd, hat van Akkeren ihn entführt?«

»Du hast es gehört.«

»Dann muß Sir James freiwillig zu ihm gegangen sein, wenn man keine Spuren fand.«

»Vergiß nicht, John, daß Vincent van Akkeren mit Kräften im Bunde steht, die sehr stark sind. Wo wir überlegen, handelt er schon. Das

schafft er immer.«

»Aber er...«

»Bitte, meine Herren, ich hoffe, Sie haben Ihren ersten Schock überwinden können. Fassen wir noch einmal zusammen. Sir James Powell, Ihr hochverehrter Chef« — die letzten beiden Worte sprach er spöttisch aus - »befindet sich in meiner Gewalt. Und ich denke nicht daran, ihn freizulassen. Es sei denn... aber dazu komme ich später. Sie werden in der nächsten Stunde etwas Einmaliges in London erleben. Es wird eine große Aufregung herrschen, Polizei und Feuerwehr werden ebenso rasen wie andere Organisationen. Lassen Sie sich dadurch nicht beirren. Warten Sie in Ihrem Büro weitere Nachrichten meinerseits ab. Haben wir uns verstanden?«

Leider konnten wir nicht antworten. Hätte er mir gegenübergestanden, ich glaube, ich hätte mich vergessen.

Nach einer kurzen Pause hörten wir abermals seine Stimme. »Noch einmal, meiner Herren, reißen Sie sich zusammen und warten Sie die Dinge ab, die unweigerlich kommen werden. Danach hören wir wieder voneinander, und ich erkläre Ihnen die weiteren Bedingungen. Damit möchte ich das leider einseitige Gespräch mit Ihnen beenden. Ich wünsche Ihnen noch eine angenehme Zeit. Ach ja, und noch etwas. Nehmen Sie es nicht tragisch. Irgendwann verliert jeder einmal.«

»Und du deinen Schädel!« fügte ich knirschend hinzu, während die Lautsprecher ein hohles Pfeifen ausstrahlten das uns unangenehm in den Ohren klang.

Suko schaltete den Recorder ab. Er sagte nichts, auch ich blieb stumm, rutschte vom Schreibtisch, ging zum Fenster, blieb dort stehen, zündete mir eine Zigarette an und schaute in den grauen Tag, der über der Millionenstadt London lag. Auch Suko ließ mich in Ruhe. Jeder wollte wohl mit seinen Gedanken allein sein. Erst als ich mich umdrehte, sprach mich der Inspektor an.

»Es war wohl kein Bluff - oder?«

»Nein, er hat nie geblufft.«

»Sollen wir Captain Darring einweihen?«

»Bist du dafür?«

»Im Prinzip nicht.«

»Dann geht es dir wie mir«, erwiderte ich. »Es ist zu wenig, was wir in der Hand haben. Nur dieses Band, angefüllt mit finsternen Versprechungen. Wie gesagt, wir sollten warten.«

»Auf die Katastrophe?«

»Auch das.«

Suko setzte sich auf seinen Stuhl. »Was kann dieser Satan vorhaben? Weißt du etwas?«

»Nein, es gibt Hunderte von Möglichkeiten. Bomben, Anschläge, diese feigen Hunde schrecken vor nichts zurück. Sie ziehen Unschuldige mit in ihre Aktionen hinein, und es ist ihnen egal, ob die Menschen ihr Leben verlieren oder nicht. Van Akkeren stellt, was Brutalität und Konsequenz angeht, jeden in den Schatten. Er ist ein Super-Verbrecher mit den höllischen Gaben des Teufels. Da kommt nicht einmal ein Solo Morasso noch mit. Das soll etwas heißen.«

»Und er hat Sir James.«

»Ja, seinen besten Trumpf. Dabei weiß er genau, daß wir nichts unternehmen würden, was Sir James in Gefahr bringt.«

»Würde er auch so denken?« fragte Suko.

»Nein, ich glaube nicht. Sir James ist anders. Der weicht von seinen Prinzipien nicht ab.« Ich hob die Schultern. »Wie dem auch sei, van Akkeren hat die besseren Karten in den Händen. Damit müssen wir uns abfinden, Suko.«

Mein Freund nickte. »Er führt die Templer an, nicht?«

»Wieso?«

»Vielleicht könnte man über sie an ihn herankommen?«

»Nein, Suko, das halte ich für ausgeschlossen. Die Templer, die

wir meinen und die Abbé Bloch unterstehen, sind andere als die Gruppe van Akkeren. Ich glaube nicht einmal, daß van Akkerens neue Aktion etwas mit den Templern zu tun hat. Diesmal verfolgt der Mann ganz andere Ziele.«

Suko wiegte den Kopf. »Dessen bin ich mir nicht sicher. Wir werden ja sehen.«

»Klar.« Ich ging zur Tür. »Willst du...?«

»Nur zu Glenda, Suko.«

Als sie mich sah, begann sie zu lächeln. »John, du siehst ebenso käsig aus wie ich. Was ist geschehen?«

»Nichts, was dich beunruhigen könnte. Vielleicht sind wir sogar einen Schritt weiter gekommen. Zumindest wissen wir jetzt, wer der große Mann im Hintergrund ist.«

»Kannst du den Namen nennen?«

»Ja, Vincent van Akkeren.«

Glendas Gesicht vereiste. »Wenn das stimmt, wird es hart, John.«

»Das glaube ich auch.«

Glenda wollte noch weiterfragen, ich aber schüttelte den Kopf. »Es geht um andere Dinge«, erklärte ich ihr. »Ich möchte von dir über ungewöhnliche Vorfälle, die sich in den nächsten zwei bis drei Stunden ereignen, informiert werden. Klar?«

»Nein.«

»Wieso?«

»Von welchen Vorfällen sprichst du? Das ist doch wie Kaugummi. Man kann es ziehen...«

»Im Prinzip hast du recht. Ich möchte über alle Dinge informiert werden, die aus der Reihe fallen. Also Überfälle, Schießereien, sogar Ladendiebstähle«, fügte ich grinsend hinzu.

Glenda war ein fixes Mädchen. »Erwartest du etwas?«

»Leider ja.«

»Aber du weißt nicht, was es sein wird.«

»So ist es. Man hat es mir angekündigt. Dieser Kerl, der explodierte, war ein Teufelsdiener, der eine bestimmte Botschaft hinterließ. Auf einem Tonband erklärte Vincent van Akkeren, daß wir bald etwas von ihm hören würden.«

»Aha.«

»Ich bin bei Suko.«

»Nimmst du dir einen Kaffee mit?«

»Gern und für Suko auch Tee.« Mit beiden Tassen in den Händen ging ich wieder zurück in unser Büro, wo Suko das Telefon anstarre und darauf wartete, daß es sich meldete.

»Danke«, sagte er, als ich die Tasse neben ihm abstellte. Er schaute zu mir hoch. »Ich hoffe noch immer, daß es ein Bluff war.«

Von mir bekam er die Antwort nach dem nächsten Schluck. »Ob Bluff oder nicht. Irgendwie muß es weitergehen. Van Akkeren hat sich Sir James geholt, das ist das Schlimme. Wir müssen irgendwann eine Spur zu ihm finden. Und wenn es durch diesen von van Akkeren angekündigten Vorgang ist.«

»Also warten.«

»Was sonst?«

Das britische Parlament, bei uns Houses of Parliament genannt, grenzt mit der langen Ostseite genau an das Ufer der Themse. Es gibt keine Straße dazwischen, nur einen schmalen Weg, der von Unbefugten nicht betreten werden darf. Zudem wird er ständig überwacht. Am Tage wie in der Nacht, wo helle Scheinwerfer ihre Lichter nicht nur auf ihn werfen, auch gegen das Wasser und die Steinmauer, die zum Fluß hin steil abfällt.

Wenn Touristen auf ihren Touren sich das Haus ansehen und gleichzeitig auch Westminster Hall mitnehmen, werden sie nie an die Rückseite geführt, die ihnen auch nichts bietet.

So dachten auch die beiden Bobbies, die an diesem Tage ihre

Runden drehten.

Die Männer hatten sich längst daran gewöhnt. Sie versahen ihren Dienst mit einem stoischen Gleichmut, gingen jedesmal die gleiche Strecke, beobachteten den Fluß, zählten Schiffe und kannten jeden Stein. Mehrmals während einer Schicht setzten sie ihre Routinemeldungen ab. Außergewöhnliche Ereignisse hatten sie noch nicht erlebt. Es war eine ruhige Arbeit, fast schon zu ruhig, doch immer noch besser, als irgendwo die Straße aufzuhacken.

Natürlich waren sie in Kursen vor terroristischen Aktivitäten gewarnt worden. Sie hatten Instruktionen bekommen, wie sie sich zu verhalten hatten, wenn etwas passierte, aber mit einem Anschlag rechnete keiner von ihnen.

Dieser Tag war grau und trübe. Über London hing eine dünne Wolkendecke. Regnen wollte es auch nicht, und das Laub der Bäume im nahen Victoria Tower Gardens färbte sich allmählich. In diesem Jahr würde der Herbst früh kommen, das kündigte sich bereits an. Während die Bobbies Streife gingen, unterhielten sie sich über Gott und die Welt. Fußball war an diesem Tag an der Reihe. Es ging um die Liga und wer in diesem Jahr Meister werden würde.

Liverpool war für beide der große Favorit.

»Wie sieht es mit deinem Sohn aus, Albert? Wollte der nicht auch Profi werden?«

»Er hat schon bei West Harn trainiert.«

»Gibt man ihm eine Chance?« Albert hob die Schultern.

»Die Verantwortlichen haben sich noch nicht darüber ausgelassen.«

»Das sollten sie aber.«

»Meine ich auch. Aber was willst du machen? Mein Junge ist das letzte Glied in der Kette.«

»Wie alt ist er denn jetzt?«

»Achtzehn.«

»Dann stehen ihm noch viele Türen offen.«

»Hoffentlich.« Albert hob die Hand und tippte gegen seinen Helm.

»Ich gehe mal wieder.«

»Bis gleich.«

Die beiden Männer gingen in verschiedene Richtungen davon. Albert trat hin und wieder gegen ein welkes Blatt, das vom Park herübergeweht worden war. Auch über dem Wasser tanzten ab und zu die schon gelben Blätter, als wollten sie den Möwen Konkurrenz machen. Vor der Steinmauer an der linken Seite blieb Albert stehen und nahm sein Fernglas ab. Er schaute über das breite Wasser und holte die Schiffe dicht heran.

Träge ächzten die schwer beladenen Lastkähne durch die grauen Fluten.

In diesem Monat fuhren noch die Ausflugsboote. Am Monatsletzten wurden sie eingemottet und erst im Frühjahr wieder hervorgeholt. Es schien so, als wollten noch einmal zahlreiche Besucher und Touristen eine Bootsfahrt auf der Themse erleben, denn viele Boote waren unterwegs, und Albert sah sie auch gut besucht.

Manchmal hörte er Musikklänge hinüberschallen. Hin und wieder winkte man ihm auch zu, doch ein englischer Bobby bewahrte Ruhe und winkte nicht zurück.

Irgendwie hatte er sich im Laufe der Zeit mit der Themse angefreundet. Wenn er sie nicht mehr sah, würde sie ihm sehr fehlen, das wußte er auch.

Sein Kollege hatte die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen und war kaum noch zu sehen, denn die Front an der Rückseite des Parlaments war ziemlich lang.

Albert wollte schon gehen und warf noch einen letzten Blick über den Fluß, als ihm etwas auffiel. Dicht unter der Oberfläche glitt etwas Glänzendes schnell dahin.

Albert senkte sein Glas. Er konnte es nicht hundertprozentig genau erkennen, sah aber, daß es zwei Gegenstände waren, die eine

zigarrenähnliche Form aufwiesen.

Wie Torpedos! dachte Albert. Er mußte gleichzeitig grinsen, denn Torpedos wurden von U-Booten abgeschossen, und in der Themse fuhren wohl keine.

Das Grinsen aber gefror ihm auf den Lippen. Auf einmal wurde ihm kalt, denn er hatte sich erst jetzt um den Kurs dieser Torpedos kümmern können.

Die kamen auf ihn zu. Sie hatten die Kaimauer oder das Parlament als Ziel. »Verdammt!« fluchte er, ließ das Glas sinken, wollte noch berechnen, wie schnell die gefährlichen Zigarren waren, dazu kam er nicht mehr. Zuvor mußte eine Meldung abgegeben werden. Albert nestelte das Walkie-talkie hervor. Urplötzlich war der Ernstfall eingetreten.

Er kam nicht einmal dazu, die Antenne hervorzuziehen, denn aus dem Wasser schoben sich die beiden Torpedos schräg in die Höhe. Sie verließen es, gesteuert durch irgendeine Kraft, die Albert nicht fassen konnte. Er stand da, hielt den Mund geöffnet und hatte das Gefühl, zwei fliegende Fische aus Metall zu sehen.

»Das gibt's doch nicht!« Mehr konnte Albert nicht sagen, denn die beiden Torpedos rasten bereits über die Brüstung hinweg. Dem Bobby blieb nichts anderes übrig, als sich zu Boden zu werfen und zu hoffen, daß alles gutging.

Er wußte, was kam. Albert kannte die Wirkung eines Torpedos, und er hatte sich nicht getäuscht.

Zwei Detonationen hörte er, untermalt wurden sie von einem dumpfen Wummern und Krachen.

Er dachte daran, daß er hier wie auf dem Präsentierteller lag und überlegte auch, wie es möglich war, daß Torpedos aus dem Wasser steigen und an Land ihre Ziele treffen.

Dann ging für ihn die Welt unter, in einem Inferno aus Rauch, Blitzen und Staub.

Albert betete, daß er überlebte...

Fast eine Stunde war vergangen, und wir hatten noch immer nichts Neues erfahren.

Inzwischen war unser Büro aufgeräumt und gereinigt worden. Die Tür zum Vorzimmer stand wieder offen, und wir zuckten jedesmal zusammen, wenn dort das Telefon summte.

Nie war es die Meldung, auf die wir gewartet hatten. Zwischendurch rief Captain Darring an und erkundigte sich, ob wir schon etwas unternommen und einen Teilerfolg erreicht hätten.

»Wir sind dabei«, hatte ich ihm gesagt.

»Vom Büro aus?«

»Ja.«

Wütend hatte ich aufgelegt. Des öfteren stand ich am Fenster und schaute nach draußen. Wenn ich den Kopf nach rechts drehte, sah ich die Gerüste an der Hauswand. Bei uns wurde immer umgebaut. Wahrscheinlich zog sich die Baustelle noch bis ins nächste Jahrhundert hinein.

Und wieder meldete sich bei Glenda das Telefon. Sie hatte meine Bitte an die Zentrale weitergegeben, denn dort liefen stets brandheiße Informationen ein.

Ich löste mich von meinem Fensterplatz und schaute ins Vorzimmer. Dort saß Glenda hinter dem Schreibtisch und schrieb fleißig mit. Sie hatte einen roten Kopf bekommen, hielt den Hörer zwischen Schulter und Ohr eingeklemmt, stimmte dem Anrufer einige Male zu und bedankte sich kurz vor dem Auflegen.

Auf dem Stuhl drehte sie sich.

Suko und ich standen schon bei ihr. Sie schaute uns an, kalkig im Gesicht.

»Was ist denn geschehen?« fragte ich.

»Du... du hattest recht mit deiner Vermutung, John. Es ist kaum zu

fassen, da hat jemand das Parlament angegriffen.«

»Im Ernst?«

»Ja, die Kollegen scherzen doch nicht.«

»Was weißt du noch?« fragte Suko.

»Nichts weiter. Man muß abwarten.«

Genau das wollte ich nicht. Von Glendas Platz aus telefonierte ich mit Captain Darring, doch bei ihm war besetzt. Bei uns würde es Alarm geben, das war klar, es würde auch dauern, bis wir eine exakte Information bekamen. So lange wollte keiner von uns warten. Suko und ich machten uns auf den Weg, wir wollten persönlich mit Darring reden. Als wir in sein Büro stürmten, stand er neben dem Schreibtisch und telefonierte. Er gab irgendwelchen Leuten Befehle weiter. Wir hörten auch, daß er sich selbst um die Sache kümmern würde, zusammen mit Kollegen.

»Moment noch«, sagte ich, als er den Hörer aufgelegt hatte und zu seiner Mütze griff. »Was ist passiert?«

Darring schaute auf. Schweißperlen glänzten matt auf seiner Stirn. »Ein Angriff auf das Parlament. Ist aber nicht Ihr Bier. Es hat mit der Entführung nichts zu tun.«

»Ich möchte trotzdem wissen, wie es geschehen konnte.«

»Das weiß ich auch nicht genau. Wir haben nur die Aussagen der Wachposten.«

»Und?«

»Die Männer sind zum Glück davongekommen. Der Angriff ist von der Wasserseite erfolgt. Man hat mit zwei Torpedos auf das Gebäude geschossen und auch getroffen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Unglaublich. Torpedos bleiben im Wasser, der Bau liegt doch höher.«

Darring knirschte bei der Antwort mit den Zähnen. »So habe ich auch gedacht, aber unsere beiden Zeugen erklärten, daß die Torpedos das Wasser verlassen hätten, über die Brüstung

hinwegsausten und gegen das Gebäude hämmerten. Wie groß der Schaden ist und ob es Verletzte gegeben hat, konnte noch nicht festgestellt werden.« Er schlug gegen seine Stim. »Torpedos, die aus dem Wasser fliegen, um ihr Ziel zu erreichen. Haben Sie so etwas schon mal erlebt?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Und ich kann mir auch technisch keine Möglichkeiten vorstellen, wenn ich ehrlich sein will. Jetzt entschuldigen Sie mich bitte, ich muß an den Ort.«

»Natürlich.«

Wir folgten ihm langsamer. Auf dem Gang tippte mich Suko an. »Ehrlich gesagt, John, auch ich kann mir technisch keine Erklärung geben, aber ich hätte eine andere anzubieten.«

»Welche?«

»Magie.«

»Danke für den Tip. Soweit bin ich auch schon gewesen. Und da tippe ich auf Vincent van Akkeren.«

»Er muß dahinterstecken.«

»Gewarnt hat er uns ja.« Ich knetete mein Kinn. »Was bleibt uns übrig, Alter?«

»Darauf zu warten, daß er sich wieder meldet.«

»Meinst du, daß er wieder einen seiner komischen Teufelsdiener schickt?«

Suko schüttelte den Kopf. »Auf diese Horror-Spielereien wird er wohl verzichten.«

»Gut, warten wir.«

Es fiel uns beiden schwer, aber van Akkeren saß am längeren Hebel, wie schon so oft.

Glenda empfing uns mit einem Kopfschütteln. »Nichts Neues«, sagte sie.

»Die Ruhe vor dem Sturm.«

»Wie recht du hast.«

»Und es gibt auch keinen Hinweis auf Sir James?« wollte sie von uns wissen.

»Leider nicht.«

»Ob er noch lebt?«

»Das kann man nur hoffen.«

Ich zündete mir eine Zigarette an und hatte das Feuerzeug kaum weggesteckt, als Glenda einen erneuten Anruf aus dem Haus bekam. Sie deckte die Sprechmuschel ab und drehte mir den Kopf zu. »Für dich ist etwas abgegeben worden.«

»Was?«

»Ein dicker Brief.«

»Von wem?«

»Moment.« Glenda sprach wieder mit dem Kollegen am Empfang und mußte zugeben, daß der Bote schon gegangen war. »Soll der Brief erst untersucht werden, oder lassen wir ihn gleich hochbringen?«

»Sofort.«

Glenda gab meine Bitte weiter und legte auf.

»Das muß die zweite Nachricht dieses van Akkeren sein,« murmelte Suko. »Jetzt bin ich gespannt, was er von uns will.«

»Ich auch.«

»Meint ihr, er könnte halb London in die Luft jagen?« fragte Glenda mit Zitterstimme.

»Dem traue ich alles zu«, erwiederte Suko.

Wenig später kam der Bote. Wir bedankten uns und sahen uns den gefütterten Brief an. Ich fühlte nach und nickte. »Das könnte abermals eine Kassette sein.«

Ich hatte recht. Nach dem Öffnen rutschte uns die Kassette entgegen. Wir gingen zurück in unser Büro, gefolgt von Glenda, die auch informiert werden wollte.

Ich legte die Kassette ein.

Das Spiel begann von vorn. Wieder machte es van Akkeren spannend. Es dauerte eine Weile, bis wir außer diesem schon bekannten Rauschen überhaupt etwas hörten.

Zuerst erklang ein höhnisches, triumphierendes Lachen. So hart, wie es aufgeklungen war, so abrupt brach es auch ab. Sofort danach hörten wir die Stimme van Akkerens. »Ich hatte Ihnen etwas versprochen. Das Versprechen habe ich gehalten. Es war nur mehr eine erste Warnung. Ich hätte auch ein bewohnteres Ziel anvisieren können, aber man ist ja irgendwo Menschenfreund.« So wie er das sagte, glaubte es ihm sowieso niemand. »Weiter im Text. Sie sehen, daß ich nicht blaffe. Ich habe Ihren Chef, ich habe Ihnen meine Macht bewiesen und komme nun zu meinen Forderungen.« Wieder legte er eine Pause ein.

»Rede schon, verdammt!« flüsterte ich. Wir alle standen unter Druck.

»Also, hört zu. Das ist meine letzte Nachricht. Alles weitere werden wir persönlich besprechen, John Sinclair. Falls meine Forderungen nicht erfüllt werden, wird die nächste Bombe am Piccadilly hochgehen und dort ein Massengrab hinterlassen. Das können Sie, Sinclair, verhindern, indem Sie mir einen Mann präsentieren. Abbé Bloch!«

Pause!

Suko und ich schauten uns an. Mein Freund schüttelte den Kopf, und ich flüsterte: »Unmöglich...«

Van Akkeren redete weiter. »Ich kann mir vorstellen, wie Ihnen zumute ist, aber Sie sind ja für Ihre Einfälle berühmt. Sie werden es schon schaffen. Hören Sie noch einmal zu. Der Abbé wird von Ihnen gewissermaßen ausgesetzt. Ich will, daß er in einem Boot liegt, das sich um Mitternacht auf der Themse bewegt. Sie werden die Gegend um Walton lipon Thames kennen, wo die großen Wasser-Reservoirs

liegen. Dort können Sie das Boot absetzen. Er wird dann in der Strömung treiben. Keine Polizei, keine anderen Geisterjäger, nur Sie, Sinclair, werden bei ihm sein. Ich hoffe, Sie haben alles verstanden. Sollte ich das Boot nicht entdecken, wird es Tote geben. Sehr viele Tote. Wir sehen uns, Geisterjäger...«

Mit bleichen Gesichtern und aus großen Augen starrten wir den Recorder an.

»Das ist kein Bluff«, flüsterte Suko und traf damit genau ins Schwarze.

»Nein, dieser Mensch blufft nicht.« Ich stimmte ihm zu.

»Aber wie wollt ihr Abbé Bloch davon überzeugen, daß er sich zur Verfügung stellt?« fragte Glenda.

Ich drehte mich um. »Das ist nicht einmal das Schlimmste. Wir müßten ihn erst finden, und zwar innerhalb weniger Stunden. Ist das möglich?« fragte ich die beiden.

»Nein«, sagte Suko.

»Wo hält er sich auf? Oder wo kann er sich aufhalten?« wollte Glenda wissen.

»In Frankreich.«

»Das sehr groß ist.«

»Eben. Vielleicht in Alet-les-Bains. Das liegt im Süden, und so schnell kommen wir dort nicht hin. Nein, van Akkeren hat einen teuflischen Plan ersonnen. Er weiß genau, daß wir es nicht schaffen können, weil die Zeit dafür zu kurz ist.«

»Welche Ziele verfolgt er dann?«

Ich schaute Glenda an. »Eine gute Frage, und ich kann dir nur eine Antwort geben. Er will die Vernichtung, das Chaos, das Grauen, den reinen Schrecken. Das ist es. Er will uns töten. Sir James hat er schon in seinen Klauen. Abbé Bloch ist für ihn ein mächtiger Feind, ebenso wie ich. Wenn er den Abbé und mich in seine Finger bekommt, wird es für die Gruppe der Templer ein böses Erwachen

geben, wenn überhaupt.«

»Wir können also davon ausgehen, daß wir es nicht schaffen, den Abbé nach London zu holen«, sagte Suko.

»So ist es.«

»Dann hat er gewonnen.«

Ich hob die Schultern. »Noch haben wir Zeit, um ihn zu finden. Wir dürfen keine große Aktion starten, sondern müssen uns etwas einfallen lassen.« Ich schaute Glenda und Suko an. »Wie war das noch mit diesem Anschlag? Er ist von zwei Torpedos durchgeführt worden.«

»Ja und?«

»Torpedos wirft man nicht, Suko, die schießt man ab. Und wo schießt man Torpedos ab?«

»Von einem U-Boot!«

»Richtig!«

Glenda schnickte mit den Fingern. »Hältst du es für möglich, John, daß sich van Akkeren auf einem U-Boot versteckt?«

»Ich rechne sogar damit. Er hat einen Fehler gemacht, als er die Torpedos losschickte. Die Spur ist nicht zu übersehen.«

»Vielleicht hat er dies bewußt getan«, meinte Suko. »Van Akkeren ist ein Mann, der provozieren will. Er besitzt Macht, die er dem Teufel verdankt. Kompromisse kennt er nicht.«

»Klar, aber er wird wissen, daß man ein U-Boot sehr leicht jagen und fangen kann. Wir brauchten die Themse nur an einer bestimmten Stelle durch Fangnetze zu sperren. Flußabwärts kommt er nicht weit. Der Fluß wird immer schmäler. Irgendwann bleibt er mit seinem Boot stecken. Wo wir den Abbé aussetzen sollen, ist die Themse nur mehr ein Flüßchen, wenn man es hier mit London vergleicht. Er hat sich auf schwankenden Boden begeben.«

»Und trotzdem scheint er seiner Sache sicher zu sein«, bemerkte Glenda.

»Ja«, sagte Suko, »er hat Sir James.«

»Das ist einer seiner Trümpfe«, gab ich zu. »Als zweiten Trumpf kann man seine Diener bezeichnen. Es sind keine Menschen. Ich gehe davon aus, daß sich an Bord des Bootes zahlreiche dieser Teufelsgestalten befinden.«

Beide stimmten mir zu. »Stellt sich nur die Frage, woher er das Boot hat!« Suko überlegte. »Hätte er es gestohlen, hätte der Fall für Aufregung gesorgt.«

»Es braucht ja kein neues Boot gewesen zu sein. Außerdem gibt es Waffenhändler, die skrupellos genug sind, noch intakte, aber ausgemusterte Boote an Privatleute zu verkaufen. Den Weg könnte er beschritten haben.« Ich hob die Schultern. »Wie immer es auch gewesen sein mag. Für uns ist wichtig, daß wir das Boot finden.«

»Wir setzen Militär ein.«

»Klar. Das merkt er sofort.«

»Wie dann?«

»Suko, ich weiß es nicht. Möglicherweise müssen wir den Fluß abfahren.«

»Das ist auch nichts.«

»Hast du eine bessere Lösung?«

»Es würde ja auffallen, wenn du über die Themse paddelst und allein bist. Ich meine, ohne den Abbé. Wir sollten auf jeden Fall Captain Darring einweihen.«

»Ihn aber dazu vergattern, daß er nicht durchdreht«, fügte ich noch hinzu.

»Das versteht sich.«

»Hör mal zu, John«, sagte Glenda. »Wenn ich richtig verstanden habe, willst du die Themse absuchen, ohne selbst entdeckt zu werden. Ist das richtig?«

»Ja.«

»Da wüßte ich eine Möglichkeit. Sie ist mir soeben eingefallen.«

»Rede schon.«

»Was hältst du eigentlich von einem Betriebsausflug, großer Geisterjäger...?«

Im ersten Moment war ich so überrascht, daß ich keine Antwort geben konnte. Scherzte Glenda? Dazu war die Lage eigentlich zu ernst. Ein Blick in ihr Gesicht bewies mir zudem, daß sie an Spaße nicht dachte.

»Betriebsausflug«, wiederholte ich murmelnd. »Irgendwie will mir das nicht in den Kopf. Was ist damit?«

»Es gibt drei Abteilungen bei uns im Haus, die machen heute einen Betriebsausflug.«

»Welche denn?«

»Keine so wichtigen. Die Verwaltung. Sie sind am Mittag losgefahren und kehren in der Nacht zurück.«

»Und wo fahren sie hin?«

»Sie bleiben in London. Die Belegschaft hat sich dafür ausgesprochen, eine Schiffsreise zu machen. Mein Vorschlag wäre, daß du an einer bestimmten Stelle zusteigst. So kannst du die Themse abfahren, ohne das es auffällt.«

Ich mußte mich zunächst einmal setzen, denn Glendas Vorschlag hatte mich fast umgehauen.

Ein Betriebsausflug von Scotland Yard und ich dazwischen. Das war kaum vorstellbar, denn ich gehöre nicht zu den Menschen, die unbedingt scharf darauf sind, diese Ausflüge oder Feiern mitzumachen. Glendas Vorschlag war verrückt. Wenn ich mir die Sache jedoch länger durch den Kopf gehen ließ, war er möglicherweise gar nicht so schlecht. Ich jedenfalls befand mich bald an Bord dieses Ausflugsschiffes in einer relativ guten Deckung und perfekt getarnt.

»Nun ja«, sagte unsere dunkelhaarige Sekretärin. »Du denkst zumindest darüber nach.«

»Sogar sehr intensiv, wie ich zugeben muß.«

Sie legte mir eine Hand auf den Arm. »Wirst du auf meinen Vorschlag eingehen?«

Ich konnte mich nicht entscheiden und wollte wissen, was Suko davon hielt.

Er hob die Schultern. »Garantieren kann man nichts. Erst recht keinen Erfolg.«

»Aber es ist besser, als hier herumzusitzen.«

»Stimmt. Das überläßt du also mir?«

»Nicht ganz. Du wirst zwar zusammen mit Darring die organisatorische Leitung übernehmen, aber immer auf dem Sprung sein, um mir zu Hilfe zu eilen. So sehe ich es.«

Suko knetete sein Kinn. »Einfach machst du es mir wahrlich nicht, John. Aber wenn wir keine Chance haben, den Abbé auf die Schnelle zu finden, wäre Glendas Vorschlag wohl der beste.«

»Das meine ich auch.«

Unsere Sekretärin erhob sich und eilte in ihr Büro. »Ich checke mal eben ab, wo du zusteigen kannst, John. Soviel ich weiß, fahren sie bis zum Schloß Windsor und wieder zurück.«

»Ich würde auf dem Rückweg zusteigen.«

»Das machen wir schon.«

Mit wem Glenda sprach, erfuhren wir nicht. Sie hatte überall im Yard ihre Bekannten sitzen.

Nach einigem Hin und Her hatte sie herausgefunden, welchen Kurs das Boot genau nahm und wo es überall anlegte. Auf seiner Rückreise mußte es an Walton upon Thames vorbei, wo ich ja mit dem Abbé hatte in einen Kahn steigen sollen. Es gab vor den Wasser-Reservoirs mehrere Anlegestellen. Ich entschied mich für die an der Halliford Road, denn dort führte auch eine Brücke über den Fluß.

Über Telefon und Funk konnte mit dem Schiff Kontakt

aufgenommen werden. Das war das geringste Problem.

»Wie willst du hinkommen?« fragte Suko.

»Ich lasse mich von einem Fahrer bringen. Du wirst hier mit Darring alles andere regeln.«

»Wir bleiben aber in Kontakt.«

Ich grinste. »Das versteht sich von selbst.«

Im Prinzip waren Suko und ich Optimisten, sonst hätten wir den Job längst aufgeben können. In diesem Fall aber verspürte ich ein verdammt bedrückendes Gefühl, das meinen Magen von allen vier Seiten zusammenpreßte...

Sir James konnte dieses überhebliche und wissende Grinsen von Akkerens schon nicht mehr sehen, und als der Superintendent abermals von ihm besucht wurde, war das Grinsen auf dem Gesicht des Grusel-Stars sogar noch breiter geworden. Er hatte also einen Erfolg errungen, wie Sir James annahm.

»Es hat geklappt, ich habe die beiden Torpedos abfeuern und selbst durch meine magischen Kräfte lenken können. Sie haben das Parlament an der Westseite erwischt. Meine stählernen Freunde stiegen aus dem Wasser und...« Er lachte und überließ Sir James seinen negativen Gedanken.

Der Superintendent hatte sich hingestellt. Von den Rohren unter der Decke tropfte Wasser. In der Ecke glänzten fahl die blanken Gebeine.

»Sie sagen ja nichts, Sir! Hat es Ihnen vielleicht die Sprache verschlagen?«

»Nein. Gab es Tote bei dem Anschlag?«

»Ich habe keine Ahnung, aber beim nächsten wird es Opfer geben. Da habe ich mir den Piccadilly ausgesucht. Sie wissen bestimmt, was das für London bedeutet, wenn plötzlich zwei Torpedos dort einschlagen. Am Circus ist immer etwas los.«

»Was haben Sie davon, wenn Sie unschuldige Menschen umbringen, Sie Scheusal?«

»Mir persönlich sind die Menschen egal. Es geht allein um meine Pläne.«

»Darf man fragen, was das für Pläne sind?«

Van Akkeren hob die Schultern. »Warum nicht? Ich habe Sinclair eingeweiht und werde Sie nicht dumm sterben lassen.«

»Sinclair weiß Bescheid?«

»Natürlich, um ihn dreht es sich doch. Er ist gewissermaßen das Zünglein an der Waage.«

»Weshalb haben Sie mich dann gekidnappt?«

»Sie sollen dabei helfen, das Zünglein zu bewegen. Ich will, daß Sinclair genau das tut, was ich von ihm verlangt habe.«

»Was haben Sie von ihm verlangt?«

»Einen kleinen Gefallen nur«, erklärte van Akkeren mit einem süffisanten Grinsen.

»Sie wollen seinen Tod, nicht wahr?«

»Das auch und den Ihren ebenfalls, Sir James. Ich muß freie Bahn haben. Aber es gibt noch eine dritte Person, die aus dem Weg geschafft werden muß. Das ist Abbé Bloch, Sie werden ihn kennen.«

»Nicht persönlich. Ich hörte von ihm.«

»Dann wissen Sie auch, daß er für mich ein Hindernis auf dem Weg zur Templer-Herrschaft ist.«

»Sicher.«

»Und Sinclair soll mir diesen Mann bringen. Schafft er es nicht bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, werden die folgenden Torpedos auf dem Piccadilly einschlagen. Das ist alles.«

»Und es ist unmöglich!« stieß Sir James hervor.

»Wieso?« Van Akkeren beugte sich vor. »Setzen Sie so wenig Vertrauen in Ihren angeblich besten Mann?«

»Das hat damit nichts zu tun. Sinclair kennt diesen Abbé zwar, er

weiß aber nicht, wo er sich aufhält. Das sollten Sie bedenken. Sie, der Sie angeblich so mächtig sind, haben es auch nicht herausgefunden.«

»Ich bin auch nicht sein Freund. Vor mir hält er sich versteckt. Bestimmt nicht vor Sinclair.«

Sir James schaute seinen Gegner an.

Er wollte van Akkeren nicht bitten, etwas zu tun, in diesem Fall jedoch sah er keine andere Möglichkeit. »Tun Sie mir einen Gefallen, van Akkeren, verlängern Sie das Ultimatum. Dann haben Sie vielleicht eine Chance.«

»Das ist Sinclairs Problem, nicht das meine. Er kennt meine Bedingungen und muß sich damit einverstanden erklären. Haben Sie verstanden? Ein Zurück gibt es nicht.«

»Dann werden auch Sie keinen Erfolg haben, wenn er die Zeiten nicht einhalten kann.«

Van Akkerens nächste Antwort klang sehr überzeugend. »Ich gewinne immer. So oder so. Sollte es Sinclair nicht schaffen, werde ich Sie töten und ihn natürlich auch. Dann habe ich zumindest schon zwei Gegner aus dem Weg geräumt.«

Sir James nickte. »Ja, das würden Sie tatsächlich machen, wie ich Sie einschätze.«

»Sicher.«

»Und wie läuft es praktisch ab? Wie ich feststellte, fahren wir nicht mehr.«

»Nein, wir halten uns versteckt. Es gibt eine Rinne im Grund. Sie eignet sich ausgezeichnet für uns, und ich werde auch meine Späher ausschicken.«

»Sie meinen diese Teufel?«

»Genau. Da sie keine Menschen sind, macht es ihnen auch nichts aus, sich unter Wasser zu bewegen. Sie brauchen keine Luft, um atmen zu können. Ich lasse sie den Fluß überwachen. Sie werden mir

die Ankunft des Geisterjägers melden.«

»Und halten Sie mich hier fest?«

Van Akkeren lachte sein Gegenüber aus. »Glauben Sie, ich würde Sie freilassen?«

»Das meine ich nicht. Ich wollte fragen, ob ich mich in dem Boot frei bewegen kann?«

Der Grusel-Star verengte die Augen, als er überlegte. »Was haben Sie vor?« fragte er.

»Nichts weiter. Ich möchte mir nur ein wenig die Beine vertreten, das ist alles.«

»Sie sind zwar schon ein älterer Mann, haben aber nicht ohne Grund einen solchen Job. Ich kann Ihnen nicht trauen.«

»Was sollte ich denn unternehmen können? Ihr Schiff in die Luft jagen?«

»Dabei würden Sie selbst zerrissen.«

»Na bitte.«

Van Akkeren hatte sich zu einem Entschluß durchgerungen. »Gut, ich will menschlich sein und Ihnen praktisch schon den letzten Wunsch erfüllen. Sie können sich in meinem Boot frei bewegen, doch ich garantiere für nichts. Ich habe Sie auch zu Ihrem Schutz eingeschlossen. Diejenigen, die sich unter den Schutz des Teufels begeben haben, waren einmal Menschen. Jetzt hassen sie diese Menschen.«

»Ich sehe mich vor.«

Van Akkeren drehte sich um und verließ die schmale Kabine. Die Tür ließ er offen.

Sir James atmete tief durch. Daß man ihn nicht mehr einsperrte, war für ihn ein kleiner Sieg. Unter Umständen würde er die letzten Stunden seines Lebens in diesem stählernen Sarg verbringen, doch wenn er sich frei bewegen konnte, hatte er nicht immer das Gefühl, eingesperrt zu sein. Vielleicht ergab sich noch eine Chance, das

Ruder irgendwie herumzureißen. John Sinclair war eingeweicht worden. Um ihn ging es ja auch. Und Sir James fragte sich, was der Geisterjäger unternehmen würde. Durch die Torpedos war eine Spur gelegt worden. Wenn Sinclair eins und eins addierte, mußte er eigentlich auf dieses U-Boot-Versteck kommen. Wenn ja, würde er es auch schaffen, das Schiff zu kapern? Das war die große Frage, denn er brauchte auch ein Mittel gegen magisch gelenkte Torpedos.

Sir James schüttelte den Kopf. Es hatte keinen Sinn, sich weiterhin Gedanken zu machen. Er geriet dann leicht in Gefahr, noch schwehmütig zu werden, wenn er entdeckte, wie chancenlos er letztendlich war. Der Superintendent mußte die Tür weiter aufziehen, um in den Gang steigen zu können.

Auch diese Decke hier war ziemlich niedrig. Auch wenn er nicht daran stieß, zog er doch automatisch den Kopf ein. Er ging nach links, mittschiffs, wo sich auch die Zentrale befand.

Ein ungewöhnliches Gefühl überkam ihn. Immer mehr verstärkte sich der Eindruck bei ihm, daß dieses U-Boot lebte. Der Stahl arbeitete, aus allen Winkeln vernahm er Geräusche. Da knarrte, zischte und ächzte es. Innerhalb der Stahlwände schienen ungezählte Geister gefangen zu sein, die sich mit diesen ungewöhnlichen Stimmen meldeten. Es war nicht finster. Man hatte die Notbeleuchtung brennen lassen, um so wenig Energie wie möglich zu verbrauchen.

Blasse Lampen leuchteten wie kleine Kugelaugen. Sie alle gaben ein grünlich schimmerndes Licht ab, das irgendwie geheimnisvoll und unheimlich wirkte.

U-Boot-Licht, aber passend zu der Atmosphäre, die innerhalb des stählernen Sargs herrschte.

Sir James, der sich vorsichtig bewegte, hatte das Gefühl, von zahlreichen Augen beobachtet zu werden. Hin und wieder wurde er von einem fallenden Schwitzwasser-Tropfen erwischt. Es gab auch

dunkle Inseln, wo der Superintendent kaum etwas erkennen konnte.

Obwohl er technisch ziemlich unbegabt war, schaute er sich Ventile und Druckmesser genau an. Hin und wieder sah er auch eiserne Räder. Sie mußten gedreht werden, um irgend etwas zu öffnen.

Die Beschriftungen waren so stark verblaßt, daß Sir James nichts mehr erkennen konnte.

In seinem Hinterkopf hatte sich der Gedanke an eine Sabotage festgesetzt. Was immer in seinen bescheidenen Kräften stand, würde er tun, um die Lage zu ändern.

Wieder erreichte er die Mannschaftskabine. Schon am Geruch merkte er ihre Nähe. Diese nichtmenschlichen Geschöpfe gaben einen widerlichen Gestank ab. Eine Mischung aus Schwefel, Moder und allmählich dahinfaulendem Fleisch.

Der Superintendent mußte durch die Kabine. Erging noch vorsichtiger. Die anderen sollten ihn nicht unbedingt jetzt schon hören. Sicher hatten sie ihn bereits vernommen und warteten schon darauf, ihr Opfer in Empfang zu nehmen.

Ein kalter Schauer rann über den Rücken des Mannes, als er den Mannschaftsraum betrat. Nur seine eigenen Schritte vernahm er, doch das änderte sich, denn die Gestalten warteten nur auf ihn. Sie lagen zwar in den Kojen, drehten sich nun um und schauten ihn von oben und unten her an. Sie lagen auf Etagenpritschen, ihre schrecklichen Teufelsgesichter blickten über die Ränder ihrer primitiven Betten hinweg. In den Augen stand ein harter, grausamer Glanz, wie ihn nur die Hölle verleihen konnte.

Die Gier nach Menschen...

Sir James blieb stehen. Auch der Schauer wollte nicht weichen. Gleichzeitig kam ihm der Gedanke, einen Fehler begangen zu haben. Er hätte van Akkerens Warnung verstehen müssen, denn die Blicke der Monstren sprachen Bände.

Sie tasteten jedes Detail seines Körpers ab. Vom Kopf bis zu den

Füßen. Der Superintendent wurde den Eindruck nicht los, als wollten sie sich davon überzeugen, daß an ihm auch etwas dran war.

Hatte er es mit Kannibalen zu tun?

Der Gedanke daran trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirn. Schreckliche Vorstellungen und Bilder liefen vor seinem geistigen Auge ab. Er begann zu zittern und dachte an einen Rückzieher. Der Gedanke war ihm kaum gekommen, als er hinter sich ein Geräusch vernahm.

Er drehte den Kopf.

Aus dem oberen Bett drehte sich eines dieser Monstren heraus und ließ sich fallen.

Sir James hörte den dumpfen Schlag und spürte Hände an seinen Beinen, die sich höher tasteten.

Es war ein Fühlen, ein Abchecken, denn die Finger bewegten sich wie die Beine einer schnell daherlaufenden Spinne. Seine Hüften erreichten sie, hielten sich dort fest, dann zog sich das Wesen an Sir James in die Höhe.

Der Anfang war gemacht worden. Vielleicht hatten die Mitglieder dieser Höllenmannschaft nur darauf gewartet, denn jetzt hielt es keinen mehr auf der Pritsche. Sie alle drehten sich aus ihren primitiven Betten und drängten sich in dem engen Durchgang.

Dennoch besaßen sie genügend Platz, um ihre Hände ausstrecken zu können. Sir James versteifte sich, als er die gespreizten Klauen dicht vor seinem Gesicht auftauchen sah. Er wollte zurück, aber dort hielt man ihn auch fest und tastete ihn regelrecht ab.

Angst überfiel ihn. Furcht vor einem schrecklichen Ende. Die Gesichter, die Augen, die langen Kuttonen, sie wirbelten in mehreren Kreisen vor seinen Blicken. Er bekam kaum noch Luft. Alte, untote Körper drängten sich gegen ihn, klemmten ihn ein.

Sir James versuchte, sich durch Stoßen und Drücken zu befreien, aber die Masse war stärker.

Finger fühlten, drückten in sein Fleisch, tasteten ihn ab, als wollten sie herausfinden, wo es besonders günstige Stellen gab, bei denen es sich lohnte.

Auch sein Gesicht wurde nicht verschont. Eine Hand schob sich über seine rechte Wange. Zwei zusammengelegte Fingernägel schrammten gegen einen Brillenbügel und hoben ihn an.

Auch am Hals spürte er den Druck, am Nacken ebenfalls. Jemand packte seine Beine, so daß er den Halt verlor und angehoben wurde. Fast waagerecht lag er jetzt über dem Boden und hing auch im Griff dieser widerlichen Monstren.

Er sah, daß sich Mäuler bewegten, als wollten sie gewisse Worte formen. Sie sprachen sie nicht aus, so mußte Sir James die Buchstaben von den Lippen ablesen.

Sie sagten das eine Wort lautlos, aber es reichte, um die Angst des Mannes bis zur Todesfurcht zu steigern. »Fleisch...«

Ich schaute zu, wie das Schiff ablegte und das Ufer sich immer weiter von mir entfernte. Dabei hatte ich die Hände auf den Handlauf der Reling gelegt und griff so fest zu, daß meine Knöchel hervorsprangen. Es war schon ein symbolischer Griff, ein Zeichen dafür, daß ich nicht aufgeben wollte.

Der Fluß war hier in Walton upon Thames wirklich nicht breit und auch nicht so tief, als daß sich ein U-Boot großartig hätte verbergen können. Die Brücke lag nicht weit entfernt. Sie war nicht so breit wie die Londoner Brücken, und über sie fuhr soeben der Wagen in Richtung Norden, der mich gebracht hatte.

Offiziell legte an diesem Steg kein Ausflugsschiff an. Bei mir hatte man eine Ausnahme gemacht. Die meisten Fahrgäste hatten davon nichts mitbekommen. Sie saßen in den beiden Decks verteilt und warteten auf das Dinner.

Der frühe Abend war bereits hereingebrochen. Noch hielt sich die

Dunkelheit zurück, doch auf dem Wasser bildeten sich erste, feine Schleier, die sich, so hoffte ich, wohl nicht zu einem dichten Nebel zusammenballen würden.

Da der Fluß an seinen Ufern hier nicht sehr tief war, hatte ich über einen Steg gehen müssen. Er endete praktisch auf einen kleinen Platz, wo auch ein Kiosk stand und ein Baracken-Karree, in dem Dieseltreibstoff lagerte.

Das Gebiet war umzäunt worden. Nicht weit vom Ufer entfernt lag ein Tankschiff, auf dessen Deck drei Männer leere Fässer rollten. Eine völlig normale Gegend, harmlos, friedlich. Doch ich wußte, wie schnell sich so etwas ändern konnte. Oft genug hatte ich solche Dinge erlebt.

Hinter mir hörte ich Schritte. Ich stand nahe dem Heck, drehte mich um und sah einen Mann von der Besatzung auf mich zukommen. Der Uniform nach zu urteilen, mußte er etwas zu sagen haben, war aber nicht der Kapitän, vielleicht dessen Stellvertreter. Wir machten uns bekannt.

Joon war ein Typ, der mir gerade über die Schulter reichte. Er wirkte trotz seiner Magerkeit drahtig. Die Augen blickten hellwach, und auf seinem Gesicht lag ein ständiges Schmunzeln. Auch an den Wangen sah ich kein Gramm Fett. Etwas aus der Reihe fiel sein dünner Bart. Die einzelnen rotblonden Büschel erinnerten mich an aus einer Tüte herausgerissene Wattefäden.

»Der Kapitän erwartet uns bereits«, erklärte mir Joon und bedeutete mir dabei, vorzugehen.

»Danke.«

»Sind Sie eigentlich dienstlich auf das Schiff gekommen?« fragte er auf dem Weg zur Brücke.

»Wie man's nimmt, Mr. Joon. Ich muß mir aus bestimmten Gründen den Verlauf des Flusses bis in die Londoner City hinein noch einmal ansehen.«

»Über die Gründe schweigen Sie?«

»Ja.«

»Dann frage ich auch nicht mehr.«

Das Schiff besaß auch ein Oberdeck. Es war menschenleer. Bei schönem Wetter hockten die Fahrgäste dort, auf den Bänken oder lagen in Liegestühlen, die jetzt zusammengeklappt waren. Dafür befanden sich die Gäste jetzt auf dem Zwischen- und dem Unterdeck. Man hatte sogar eine Kapelle engagiert, die für Begleitmusik beim Essen sorgte.

Durch die großen Scheiben fielen die Lichtstreifen. Während meines Gangs zur Brücke konnte ich in die Säle hineinschauen, sah die Passagiere an mehr oder weniger großen Tischen sitzen, lachen, scherzen und auch trinken.

Viele Gesichter kamen mir bekannt vor. Wahrscheinlich würde man auch mich erkennen und sich so seine Gedanken machen, aber das störte mich weniger.

Zur Brücke führte eine Metalltreppe hoch. Eine quer gespannte Kette sollte verdeutlichen, daß der Zugang versperrt war. Etwa in Höhe des Oberdecks erreichten wir die Tür und betraten den Raum, in dem der Kapitän die Hoheitsgewalt hatte.

Mr. Joon ging vor und sprach einen etwas kompakt gebauten Mann an, der mir noch den Rücken zudrehte.

»Mr. Sinclair ist hier, Sir.«

Der Kapitän schien kein nervöser oder hektischer Mensch zu sein. Jedenfalls drehte er sich gemächlich um. Das Licht der inneren Brückenbeleuchtung fiel auf einen massigen Schädel mit einem runden, vollbärtigen Gesicht. Der kaum zu erkennende Mund war zu einem schmunzelden Lächeln verzogen, und hinter den Brillengläsern blitzten die ebenfalls dunklen Augen freundlich auf.

»Mein Name ist Prapoch. Perry Prapoch.«

»Angenehm, Sinclair.«

»Ein Kollege dieser Leute, nicht?«

»Ja.«

Prapoch schob die Unterlippe etwas vor. »Ihre Art, an Bord zu kommen, ist etwas ungewöhnlich. Muß ich damit rechnen, daß es unter Umständen Ärger gibt?«

Dieser Mann wollte eine klare Antwort. Von drei Seiten wurde ich angeschaut.

Perry Prapoch, Mr. Joon und der Steuermann, ein wahrer Hüne, den ich auch noch vorgestellt bekam.

»Das ist Mr. Tuppessing. Er soll dafür sorgen, daß wir nicht kollidieren, Mr. Sinclair.«

Tuppessing, Brillenträger und noch größer als ich, nickte mir lächelnd zu. Sein dunkelblondes Haar trug er kurz geschnitten und streng gescheitelt.

»Er kann auch Ärger vermeiden«, sagte der Kapitän und erinnerte mich indirekt daran, daß ich seine Frage noch nicht beantwortet hatte.

»Den könnte es wirklich geben.« Ich hatte mich entschlossen, den Leuten reinen Wein einzuschenken.

Perry Prapoch senkte den Blick und knetete die kurze Nase. Er überlegte und fragte dann: »Müssen wir irgendwelche Vorsichtsmaßnahmen ergreifen, Mr. Sinclair?«

»Noch nicht.«

Hinter den Brillengläsern wurden seine Augen schmäler. »Welcher Job hat Sie hier an Bord geführt?«

Ich schaute die beiden anderen Männer an, doch Prapoch winkte ab.

»Wir sind ein Team, Mr. Sinclair. Ich habe zu diesen beiden Männern Vertrauen. Zudem arbeiten wir bereits über Jahre hinweg zusammen. Wenn wir tatsächlich einer Gefahr begegnen sollten, müssen diese Leute ebenfalls darauf vorbereitet sein.«

»Ja, das sehe ich ein.«

»Dann bitte.«

»Die Aufgabe, Mr. Prapoch, die mich hergeführt hat, ist ein wenig heikel. Ich darf Ihnen aus bestimmten Gründen nicht alles erklären, aber es geht darum, ein U-Boot in der Themse zu finden.«

Perry Prapoch sagte zunächst mal nichts. Meine erste Erklärung hatte ihn sprachlos gemacht.

Der Steuermann Tuppessing ließ vor Überraschung das Ruder los und schüttelte den Kopf. Nur Mr. Joon lachte leise. »Ein U-Boot in der Themse? Hier in diesen ziemlich seichten Gewässern?«

»Es ist eben die Frage, ob es sich hier aufhält.«

»Zum Meer fahren wir nicht.«

»Moment!« mischte sich der Kapitän ein. »Auf die City zu wird der Fluß nicht nur breiter, auch tiefer. Selbst Überseeschiffe können im Londoner Hafen anlegen. Deshalb ist es nicht so unwahrscheinlich, daß sich auch ein U-Boot in den grauen Fluten versteckt.«

»Sie haben es erfaßt, Kapitän.«

Perry Prapoch lächelte verschmitzt, und sein dunkler Vollbart zitterte leicht. »Ich möchte gern fortfahren und meine eigenen Überlegungen zu diesem Fall äußern dürfen.«

»Bitte.«

»Wir haben alle wohl von den russischen U-Booten gelesen, die vor der schwedischen Küste herumschiffen. Müssen wir hier mit einem ähnlichen Fall rechnen?«

Ich ließ sie in dem Glauben und nickte. »Ja, das könnte sein.«

Prapoch dachte weiter. »Warum jagen Sie es dann nicht? Sie könnten die Marine einsetzen...«

»Noch ist nichts bewiesen, und wir wollen auch nicht unbedingt die Pferde scheu machen«, sagte ich.

»Mehr eine Überwachungs-Aktion«, meldete sich Tuppessing.

»So kann man es sehen.«

Der Kapitän hob die Schultern. »Ich wurde gebeten, mein

Einverständnis zu geben, das habe ich hiermit getan. Ich sehe auch nicht ein, daß ich davon abgehen soll.«

»Danke, Sir«, sagte ich.

»Wollen Sie hier auf der Brücke bleiben?« Perry Prapoch sah es aus dem praktischen Blickwinkel.

»Im Prinzip schon. Nur würde ich mich vorerst gern auf dem Schiff umschauen. Behalten Sie den Fluß gut im Auge.«

»Das machen wir, Sir!« sagte Tuppesing.

»Sorry.« Ich lächelte und verließ die Brücke.

Die Säle, in denen gefeiert wurde, nahmen fast die gesamte Länge und Breite des Schiffes ein. Mittschiffs gab es einen breiten Eingang, deren Schiebetür verschlossen war und von mir erst aufgezogen werden mußte. War es auf dem Deck noch relativ ruhig gewesen, so änderte sich dies nun. Ich hörte den Stimmenwirrwarr aus den beiden Sälen rechts und links klingen, die Kapelle spielte nicht mehr, dafür hatte das Bedienungspersonal alle Hände voll zu tun. Die Männer und Frauen schleppten das Essen herbei. Sie brachen unter der Last der schweren Tabletts fast zusammen.

Ein zweiter Ausgang lag dem ersten gegenüber. Rechts daneben befand sich ein Kiosk, wo man sich mit Zigaretten, Getränken und Süßigkeiten eindecken konnte. Vor der kleinen Bude hielten sich drei schon angeheiterte Kollegen aus der Verwaltung auf und tranken Bier aus Flaschen. Sie sahen mich zwar, kümmerten sich aber nicht um mich.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte mich der Verkäufer, als er seinen Kopf durch die Öffnung steckte.

Ich schaute auf seine Halbglatze und kaufte ihm ein Päckchen Benson & Hedges ab.

»Und wir kriegen noch Bier!« Der Sprecher rempelte mich bei seinen Worten an, wobei er noch dümmlich grinste. Man verkaufte ihm drei Flaschen. Er drehte sich um, starrte mich an und meinte:

»Mann, dich kenne ich doch auch.«

»Es ließ sich wohl nicht vermeiden.«

Er rülpste. »Du gehörst aber nicht zu uns.«

»Nein.«

»Was willst du hier?«

»Komm, Jake, laß den Mann in Ruhe«, sagte einer seiner Kollegen.

»Den Kerl mag ich aber nicht, Scheiße...«

Ich drehte mich um und betrat einen der Säle. Kaum hatte ich einen Fuß hineingesetzt, hörte ich ein kreischendes Lachen.

Die Lache hatte ich schon mal gehört. Sie war im Yard berüchtigt. Ich schaute nach links, sah einen Sechsertisch, wo noch zwei Plätze frei waren, und erkannte auch die Lacherin.

Das war Mary Mirror, eine Kollegin aus der EDV. »Ah, Mr. Sinclair!« rief sie und lachte wieder breit, zum Glück nicht so laut.

»Was hat Sie denn hergetrieben? Haben Sie sich verlaufen?«

»Eigentlich nicht.«

Ich stand ihr zu nahe, so daß ich nicht ausweichen konnte. Sie bekam mich an der Jacke zu fassen und zog mich so auf den freien Stuhl.

»Setzen Sie sich zu uns, und erzählen Sie uns was über Ihre Geister. Die jagen Sie doch, oder?«

»Manchmal.«

»Und was sind das für welche?« Mary Mirror schaute mich gespannt an. Sie trug eine weiße Bluse und einen dunklen Rock. Die Augen hinter den Brillengläsern leuchteten erwartungsvoll. Die etwas runden Wangen glänzten.

»Soll ich Ihnen das wirklich sagen?«

Auch die anderen drei Kollegen nickten jetzt. Die Männer kannte ich namentlich nicht, dafür aber die zweite Frau in der Gruppe. Es war Sally Sanson, eine zierliche, kleine, ruhige Person, die aber einen unwahrscheinlichen Stiefel vertragen konnte. Sie trank am

liebsten Sekt und Bier. Vor ihr stand beides, das sie miteinander mischte. Auf ihren Lippen lag ein etwas seliges Lächeln, die Augen glänzten schon, und ihr langes, dunkles Haar war zu schwingenden Locken gedreht worden. Der Stoff ihrer blauen Bluse schimmerte seidig, und die lackierten Fingernägel sahen aus, als wären sie mit Blut überpinselt worden.

»Sagen Sie es uns schon!« forderte sie und hob das Glas mit der Bier-Sekt-Mischung.

»Nun gut, Mrs. Sanson, Ihnen kann ich ja keinen Wunsch abschlagen. Also, ich jage...« Jetzt legte ich bewußt eine kleine Pause ein, um die Spannung zu erhöhen. »Weingeister, meine Freunde. Ja, ich jage Weingeister.«

Zuerst schauten sie alle ziemlich trübe aus der Wäsche, bis neben mir eine Sirene anfing zu kreischen. Dabei war es nur Mary Mirror, die mal wieder ihr Lachen präsentierte.

»Weingeister ist gut«, kommentierte sie und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Das wäre doch eher was für Sally.«

»Jetzt ist es aber gut!« beschwerte sich die Angesprochene. Die beiden Männer am Tisch grinsten nur breit und schauten Sally an, die rasch einen Schluck nahm.

»Haben Sie schon gegessen?« fragte ich, um das Thema zu wechseln.

»Ja.«

»Und?«

»Fast wie beim Yard in der Kantine«, erklärte Mrs. Mirror. »Aber nur fast. In der Kantine ist es besser.«

»Dann werde ich hungrig.«

»Aber einen Schluck können Sie mit uns trinken.« Mary Mirror hielt mich sicherheitshalber fest, und ich bekam sehr schnell eine Flasche Bier vor die Nase gesetzt.

Ein Glas hatte ich auch bekommen und machte gute Miene zum

bösen Spiel. Nach dem ersten Schluck wurde Mrs. Mirror dienstlich. »Ich wollte Ihnen schon immer sagen, daß ich die meiste Arbeit mit Ihnen habe, Mr. Sinclair.«

Mir schwante Böses. Ich suchte schon nach einer Ausrede für einen geordneten Rückzug, aber die Mirror redete weiter. »Immer wenn Sie bei uns erscheinen, haben Sie es eilig. Dann wollen Sie die Information schon vorgestern. Wie kommt das?«

»Geister fliegen eben schnell weg.«

Sie starrte mich an und lachte zum Glück nicht zu laut, dafür mehr kichernd.

Sally Sanson widersprach. »Stimmt nicht. Ich habe länger mit den Geistern zu kämpfen.«

Mary winkte ab. »Klar, bei dir werden ja aus den Geistern regelrechte Kater.«

Das war natürlich wieder der Lacherfolg. An anderen Fischen lachte man mit oder drehte sich zu uns um.

Ich brauchte mir zum Glück keine Gedanken mehr darüber zu machen, wie ich diesem Quartett entkommen konnte. Mr. Joon erschien als rettender Engel, schaute sich suchend um und wurde erst aufmerksam, als ich ihn antippte. »Suchen Sie mich?«

Er blickte nach unten. »Ja, der Kapitän will Sie sprechen.«

Ich stand schon auf.

»Aber Sie kommen doch wieder!« rief Mary Mirror. »Gleich beginnt der Tanz. Es sind sowieso zu wenig Männer an Bord.«

»Ich weiß etwas, Mrs. Mirror. Halten Sie jedem Mann einen Spiegel vor, dann haben Sie die doppelte Menge.«

Ihr Lachen hörte ich noch auf dem Außendeck, und Mr. Joon schüttelte den Kopf. »Meine Güte, hat diese Frau ein Organ.«

»Tja, manche haben eben zweimal hier geschrien, als der liebe Gott die Stimme verteilt. Sagen Sie mal, was ist denn passiert, daß man mich so dringend sprechen will?«

»Ich habe keine Ahnung. Der Kapitän bat mich, Sie zu holen.«

»Fahren wir nicht langsamer?« fragte ich.

»Ja, mit einem Drittel der Kraft.«

»Gibt es einen Grand?«

»Fragen Sie den Kapitän, Sir.«

Der stand mit dem Rücken zu uns, als wir die Brücke betraten. Er schaute durch die große Scheibe, hatte die Arme erhoben und hielt ein Glas vor seine Augen.

Neben ihm blieb ich stehen und räusperte mich. »Sie wollten mich sprechen, Mr. Prapoch?«

»Ja, schauen Sie mal.« Er reichte mir das Glas rüber. »Suchen Sie nur das Wasser ab, und sagen Sie mir dann, was Sie sehen.«

»Okay.« Ich drehte an der Optik und freute mich, daß ich doch trotz der inzwischen miesen Lichtverhältnisse noch alles so gut erkennen konnte. Das Glas besaß einen Lichtverstärker und holte Einzelheiten sehr gut heran.

»Mehr zur Mitte hin, Mr. Sinclair!« korrigierte mich der Kapitän. Ich kam seiner Aufforderung nach, sah die kleinen Wirbel und Strudel, die schäumenden Wellenkämme und auch das normale, träge dahinfließende Wasser.

Und ich sah noch mehr.

Einen grauen Stab, der sich aus dem Wasser hervorgeschoben hatte. Es gab keinen Zweifel, das war ein Sehrohr!

Wir hatten das U-Boot!

Zufall, Glück, Intuition? Vielleicht von jedem ein wenig, und als ich das Glas sinken ließ, hörte ich Prapoch sprechen. »Das nennt man Timing. Schon ist Ihr U-Boot da.«

Ich nickte und reichte ihm das Glas.

»Wissen Sie schon, was Sie jetzt unternehmen wollen? Soll ich die Army verständigen?«

»Nein, noch nicht.«

Von der Seite her schaute mich Prapoch an und hatte dabei seine Stirn gerunzelt. »So ganz komme ich da nicht mit. Meinen Sie, wir könnten es mit einem U-Boot aufnehmen?«

»Man wird Ihnen nichts tun.«

»Woher wissen Sie das?«

»Ich weiß es eben.«

»Dann scheinen Sie mehr zu wissen, als Sie vorhin mir gegenüber zugegeben haben.«

»Das kann schon sein.«

Perry Prapoch senkte seinen Blick, um danach wieder den Kopf anzuheben. »Mr. Sinclair, ich akzeptiere, daß Sie sich auf meinem Schiff aufhalten, aber ich möchte, daß Sie mir reinen Wein einschenken. Was hat dieses U-Boot vor?«

»Ich kann es Ihnen noch nicht sagen!«

Sein Blick wurde düster. »Ich möchte auf keinen Fall, daß uns dieses Schiff plötzlich rammt.«

»Bestimmt nicht.«

»Sie sind mir einfach zu sicher.«

»Ich will Ihnen etwas sagen, Kapitän. Für die Leute, die auf dem U-Boot als Besatzung fungieren, sind wir völlig harmlos. Wenn sie Gegner haben, dann andere.«

»Sie, zum Beispiel?«

»Ja.«

»Dann haben Sie uns mit Ihrer Anwesenheit ebenfalls in Gefahr gebracht, Mr. Sinclair.«

Ich lächelte und schüttelte den Kopf. »Sie haben eines dabei übersehen, Kapitän. Die Besatzung des U-Bootes weiß nicht, daß ich mich auf diesem Schiff aufhalte. Wenn wir beobachtet werden, müssen sie es einfach für einen harmlosen Vergnügungsdampfer halten.«

Perry Prapoch schob die Brille zurück und schaute mich über die Ränder seiner Gläser an. »Soll ich Ihnen das glauben?«

»Ich bitte darum.«

»Sonst noch etwas?« fragte er.

»Ja, ich hätte gern gewußt, wo wir uns ungefähr befinden.«

Prapoch nickte. »Das kann ich Ihnen sagen. Rechts und links sehen Sie die großen Wasser-Reservoirs. Das heißt, wir haben sie schon fast passiert und werden bald am Hurst Park entlangfahren.«

»Wann wird der Fluß breiter?«

»Das dauert noch etwas. Aber U-Boot-Tiefe besitzt er inzwischen.«

Prapoch griff wieder zum Glas und schaute durch die breite Scheibe. Schon drei Sekunden später ließ er es wieder sinken, brummte etwas in seinen Bart und schüttelte den Kopf.

»Was haben Sie?« fragte ich.

»Das Sehrohr ist verschwunden!«

Ich schaute ihn an und wußte nicht, ob ich über diese Tatsache lachen oder weinen sollte...

So sieht also mein Ende aus, dachte Sir James. Ich werde von irgendwelchen widerlichen Monstren zerrissen, die vom Teufel gezeichnet wurden.

Noch lebte er, aber er fand sich in den Klauen dieser Widerlinge, die ihre Mäuler bereits aufgerissen hatten und sich wohl nicht einigen konnten, wer es zuerst mache.

Irgend jemand rammte Sir James ein Bein in den Rücken. Durch diesen Stoß geriet er in eine Drehbewegung und fiel weich, weil schon andere Körper unter ihm lagen. Er hörte sich stöhnen — und einen scharfen, sehr hart klingenden Befehl.

Die gesamte Szene erstarre!

Sir James merkte plötzlich, daß er wieder freier atmen konnte. Zwar hielten ihn die Wesen noch fest, aber sie drückten ihre Finger

nicht mehr so hart in sein Fleisch.

Etwas pochte im Hirn des Superintendenten. Erst nach einer Weile war ihm klar, daß er dort seinen eigenen Herzschlag als Echo vernahm. Er fühlte sich wieder so naß wie vor Stunden, als man ihn aus der Themse gefischt hatte.

Nur war es diesmal Schweiß, der seine Kleidung am Körper festkleben ließ. Die Brille war ihm vom Gesicht gerutscht. Sie mußte irgendwo am Boden liegen. Sir James sah nur noch schlecht. Er tastete den Boden ab und hatte Glück, daß er einen Bügel zwischen die Finger bekam. Er setzte die Brille mit zitternden Händen wieder auf. Das linke Glas hatte einen Sprung bekommen, steckte aber noch im Rahmen, so daß Sir James, wenn auch leicht behindert, hindurchschauen konnte. Erst jetzt sah er, daß Vincent van Akkeren erschienen war. Aus seiner Vogelperspektive wirkte dieser Mann noch größer und gefährlicher, als er es ohnehin schon war. Seine Arme hatte er angewinkelt und die Hände in die Seiten gestemmt. Das schwache Licht umfloß seine Gestalt wie ein welliger Schimmer.

Seine Diener hockten dicht zusammen und trauten sich nicht, irgend etwas zu unternehmen.

»Weg mit euch! Auf eure Plätze!«

Ihre schrecklichen Gesichter unter den Kutten schauten für einen Moment hoch zu van Akkeren. Es sah so aus, als wollten sie sich gegen den Befehl auflehnen, und mit van Akkeren geschah etwas, das Sir James noch nie bei einem Menschen erlebt oder gesehen hatte. Es war ein roter Schein, der sich auf seinem Gesicht ausbreitete und ebenfalls die Augen erfaßte, so daß van Akkerens Gesicht etwas Teuflisches annahm.

»Ich bin Baphomet«, sagte er. »Ich bin nicht nur sein Vertreter, ich bin es selbst!« Er hob beide Arme, das Gesicht zuckte, es nahm eine dreieckige Form an und glühte dabei wie ein tiefes Feuer. Hörner

wuchsen ihm nicht. Aber diese eine Ausstrahlung und Demonstration hatte ausgereicht, um sich den nötigen Respekt zu verschaffen. Keiner seiner Diener wagte mehr, sich gegen ihn aufzulehnen.

Sie zogen sich in ihre Kojen zurück, bewegten sich dabei langsam und schabten mit ihren Körpern aneinander. Manche krochen auf die Plätze wie große Würmer.

Schließlich lag Sir James allein im Gang, atmete schwer und keuchend und mußte mit ansehen, wie van Akkeren seinen Arm ausstreckte und auf ihn deutete. Er stand dort wie ein Diktator, der kalt auf seine Untertanen hinabschaut. Sein Aussehen war jetzt wieder normal, und er sagte mit einer spöttisch klingenden Stimme: »Ich habe Ihnen wieder einmal das Leben gerettet, Sir James.«

»Vielleicht verlängert!«

Van Akkeren lachte. »Sie scheinen den Humor noch nicht verloren zu haben. Jedenfalls wären Sie durch meine Diener auf eine schrecklichere Art und Weise ums Leben gekommen.«

»Wie wollen Sie mich den töten?«

Der Grusel-Star winkte herrisch ab. »Stehen Sie auf, Powell, und kommen Sie mit!«

Sir James nahm die ausgestreckte Hand des Mannes nicht. Er hielt sich an einem Pfosten fest und stemmte sich in die Höhe. Seine Knie waren weich. Er, der immer Last mit dem Magen hatte, bekam Sodbrennen.

»Kommen Sie, kommen Sie!«

Van Akkeren winkte herrisch mit beiden Händen. »Ich will mich hier nicht so lange aufhalten. Mein Platz ist woanders.« Ohne noch ein weiteres Wort zu sagen, drehte er sich um und ging davon.

Sir James stolperte hinter ihm her. Der Superintendent wunderte sich nicht, als sie schließlich die Zentrale betraten, wo auch das Rundblicksehrohr eingefahren hing.

Lässig stützte sich van Akkeren auf den waagerecht laufenden

Metallgriff. »Wie Sie sicherlich bemerken, machen wir langsame Fahrt, Sir James, und ich möchte Ihnen eine kleine Freude gönnen. Ich erlaube Ihnen einen Rundblick in die Freiheit. Ist das nichts?«

»Meinetwegen brauchen Sie es nicht zu tun.«

»Doch, mein Lieber, doch. Ich bin so frei. Sie sollen alles sehen. Leider kann ich Ihnen die Londoner City noch nicht bieten, wir halten uns etwas außerhalb auf, aber das Wasser Ihrer geliebten Themse werden Sie als letzten Eindruck mit in den Tod nehmen können.«

Sir James wollte erst dagegen sprechen, sah aber ein, daß es keinen Sinn hatte, den Typen überzeugen zu wollen.

So ergab er sich in sein Schicksal.

Sie befanden sich nicht allein in der Zentrale. Zwei Diener mit dreieckigen Teufelsgesichtern verfolgten jede ihrer Bewegungen. Sie schauten auch zu, wie van Akkeren die Maschinen stoppte und danach das Sehrohr ausfahren ließ. Er selbst blieb an dem Haltebalken hängen wie an einem Reck. Das Rohr stieß aus dem Wasser. Sir James sah es nicht, er hörte nur den Kommentar des Grusel-Stars.

»Ja, es ist noch hell genug. Man kann einiges erkennen. Das Wasser fließt hier ruhiger. Es ist wenig Verkehr auf dem Fluß, bis...« Er lachte plötzlich. »Da ist doch tatsächlich ein Schiff in der Nähe. Schauen Sie.«

Van Akkeren schuf Sir James Platz, der jetzt ebenfalls durch die komplizierte Spiegeloptik schaute und das Schiff auch sah.

Es war einer dieser Vergnügungskähne, die man mieten konnte und die auch sonst die Strecke London - Windsor fuhren. Das U-Boot ging auf Kollisionskurs.

»Sehen Sie es?«

»Ja.«

»Und spüren Sie etwas?«

»Nein!«

»Das ist gut.« Van Akkeren packte zu und schleuderte Sir James vom Sehrohr weg. Er schaute noch einmal nach, nickte dabei und fluchte in einer Sprache, die der Superintendent noch nie in seinem Leben gehört hatte. Wenig später ließ van Akkeren das Sehrohr einfahren und gab eine Kursänderung durch.

Sir James verstand nicht viel von der Seefahrt. Er konnte sich jedoch ausrechnen, daß ihr Boot dem anderen unbedingt ausweichen wollte. Wenig später war er sich da nicht mehr so sicher, denn van Akkeren hatte plötzlich eine, wie Sir James fand, wilde und haarsträubende Idee.

»Mir gefällt das Schiff überhaupt nicht«, flüsterte er. »Nein, ganz und gar nicht.«

»Ein normaler >Dampferd«

»Das sagen Sie.« Er kam näher und schaute Sir James starr ins Gesicht. »Welches Spiel treiben Sie, Powell?«

»Keines. Wieso?«

»Doch, Sie haben mich hintergangen.«

Sir James rückte seine Brille zurecht. »Können Sie nicht etwas deutlicher werden, van Akkeren?«

»Ja, das kann ich schon. Dieser verdammte Kahn, den wir beide gesehen haben, ist nicht zufällig in unserer Nähe. Er hat einen Grund gehabt, das ist mir längst klargeworden.«

»Sie müssen sich irren. Es ist ein normales Ausflugsboot.«

Van Akkeren hob seine dunklen Augenbrauen. »Da haben Sie recht, ein normales Boot. Aber mir kommt es darauf an, wer an Bord ist.«

»Passagiere.«

»Auch richtig, doch welche?«

»Wie kann ich das wissen!«

Van Akkeren ballte seine Hände. »Sie vielleicht nicht oder wollen es nicht zugeben. Aber ich habe es gespürt. Ich vernahm eine Aura, die mir überhaupt nicht gefiel. Das Schiff strahlte sie nicht ab, aber

jemand, der sich als Passagier dort an Bord befindet.«

»Na und?«

»Es ist eine Aura des Lichts. Ich bin sehr sensibel, so etwas merke ich. Baphomet hätte es auch bemerkt. Sein Geist, der in mir steckt, hat es mir verraten. Es könnte sein, daß wir Besuch bekommen.«

»Und von wem?«

»Das weiß ich noch nicht. Vielleicht Ihr John Sinclair...«

Sir James konnte nicht mehr anders. Er mußte einfach lachen. »Das glauben Sie doch selbst nicht. Was sollte John Sinclair veranlaßt haben, einen Ausflugdampfer zu betreten?«

»Ihr Verschwinden!«

»Tut mir leid, so können Sie mich nicht überzeugen!«

»Aber ich bin schon überzeugt worden. Man versucht mir eine Falle zu stellen, mich einzulegen, und so etwas habe ich nun gar nicht gern. Das hasse ich.«

»Was werden Sie tun?«

Van Akkerens Arm schnellte nach vorn. Der ausgestreckte Zeigefinger wies auf Sir James. »Ich werde meine Freunde ausschicken, damit sie dem Boot einen Besuch abstatten. Sie sollen es entern. Ich will es aus dem Weg haben!«

Sir James erstarrte. »Sind Sie verrückt! Sie sind wahnsinnig, van Akkeren. Das können Sie nicht tun!«

»Und weshalb nicht?«

»Die Menschen sind unschuldig, sie...«

»Ob unschuldig oder nicht. Sie stören meine Pläne gewaltig. Dagegen habe ich etwas. Zudem kommt diese Aura noch hinzu, die mir überhaupt nicht gefällt. Nein, dieses Schiff muß zerstört werden!«

»Lassen Sie es«, sagte Sir James. »Ich bitte Sie darum!«

Für einen Moment schien es, als würde sich van Akkeren tatsächlich überzeugen lassen. Er hatte den Kopf zur Seite gedreht,

schaute zu Boden, aber Sir James hatte umsonst gehofft. Ein Menschenhasser konnte nicht aus seiner Haut.

»Es ist etwas gegen mich im Gange«, erklärte er mit einer Stimme, die keinen Widerspruch duldet. »Sie stecken möglicherweise dahinter. Deshalb habe ich mir für Sie etwas Besonderes ausgedacht. Bevor ich meine Diener auf das Schiff loslasse, werden Sie erleben, was Ihnen bevorsteht!«

»Sagen Sie es jetzt!« forderte Sir James.

»Nun gut!« Van Akkeren lächelte. »Ich habe mich entschlossen, Sie an ein Torpedo zu binden und auf die ewige Reise zu schicken...«

»Er ist wieder verschwunden«, sagte Kapitän Prapoch.
»Wahrscheinlich hat er uns gesehen.«

»Der war ja auf Kollisionskurs!« meldete sich der Steuermann Tuppensing.

»Und was meinen Sie, Mr. Sinclair?« fragte mich Prapoch.

Ich wich einer direkten Antwort aus. »Ist der Fluß hier breit und tief genug, daß sich ein U-Boot an uns vorbei mogeln kann?«

»Immer!« erwiderte Prapoch bestimmt.

»Ich nehme nicht an, daß der Kapitän eine Kollision riskiert.«

»Was macht Sie so sicher?«

»Wenn ich sage, mein Gefühl, nehmen Sie es mir nicht ab — oder?«

Perry Prapoch schüttelte den Kopf. »Da haben Sie recht. Ich bin Realist. Auf Gefühle kann ich keine Rücksicht nehmen.«

»Das sollte man aber manchmal.«

»Trotzdem. Den Gesetzen nach bin ich verpflichtet, die Entdeckung zu melden!«

Ich winkte ab. »Lassen Sie das mal sein. Die zuständigen Behörden sind über meinen Einsatz informiert worden.«

»Keine Meldung?«

»So ist es.«

»Das kann nicht gutgehen, Sinclair. Ich bekomme Ärger, wenn...«

»Mr. Prapoch, Sie bekommen keinen Ärger. Fahren Sie den Kurs, den Sie fahren wollten.«

Das Licht auf der Brücke gab unseren Gesichtern einen fahlen Schein. Ich sah trotzdem den langen, nachdenklichen Blick, den Kapitän Prapoch mir zuwarf. Vielleicht war ich ihm sogar unheimlich geworden. Wer konnte das wissen?

Mr. Joon stand da und hob die Schultern. Dabei schaute er auf die Spitzen seiner blankpolierten Schuhe.

Mr. Tuppessing bekam die Order, mit höherer Geschwindigkeit weiterzufahren. Der Kapitän selbst behielt sein Fernglas vor den Augen und beobachtete den Fluß.

In den nächsten Minuten geschah nichts. Alles sah nach einer normalen Fahrt aus. Nur die Dunkelheit senkte sich über das Land. Wir fuhren durch ein Gebiet, wo nur wenige Häuser standen, höchstens Weekend Bungalows. Das aber würde sich allerdings nach dem nächsten großen Themse-Bogen ändern. Der Fluß umschloß wie ein gewaltiger Arm ein großes Park-Areal, das links vor ihm lag. Auf der rechten Seite schoben sich plötzlich Häuser und Straßen näher an die feuchten Uferauen heran.

Von der Brücke aus sah ich die zahlreichen Lichter, sah fahrende Autos und hatte das Gefühl, alles wäre meilenweit entfernt. Wir standen hier auf der Brücke und lauschten dem ruhigen Klang der Schiffsmotoren. Perry Prapoch senkte die Hand mit dem Glas und schaute auf seine Uhr.

»Sie werden bald mit dem gemütlichen Teil beginnen.«

»Das heißt Tanz?«

»So ähnlich.«

»Sie kennen diese Fahrten?«

»Man muß nehmen, was kommt«, erwiderte der Kapitän

diplomatisch.

»Die Saison ist für uns sowieso gelaufen.«

Da konnte ich nicht widersprechen. Irgendwie hatte ich auch das Gefühl, auf der Brücke zu stören, deshalb fragte ich, ob jemand etwas dagegen hätte, wenn ich mich zurückzog.

Niemand wollte mich halten.

»Wo finden wir Sie denn?« fragte Mr. Joon und zupfte an seinen Bartsträhnen.

»Ich möchte einen Rundgang machen und das Wasser beobachten.«

Prapoch drehte sich um. »Sie geben uns natürlich Bescheid, wenn Sie etwas vor uns entdecken?«

»Das versteht sich.«

Draußen atmete ich tief durch. Es war kühler geworden und auch feuchter. Vom Wasser her stiegen lange Dunstschwaden hoch und trieben gegen die beiden Ufer.

Die Sicht war noch gut. Ich konnte zum Oberdeck hinschauen. Vor einer halben Stunde noch war es leer gewesen. Jetzt sah ich die Umrisse einiger Gestalten dicht beisammen stehen, hörte Gelächter und manchmal den Ruf einer Frau. Nun ja, Betriebsausflüge sind wohl erfunden worden, damit sich Kollegen näherkommen.

Mir gefiel es allerdings nicht, daß sich einige Personen auf dem Oberdeck aufhielten. Ich hoffte nur, daß sie so miteinander beschäftigt waren, daß ich nicht weiter auffiel.

Der Weg zum Oberdeck war nicht weit. Über eine Treppe kletterte ich hoch. Niemand nahm von mir Notiz. Hin und wieder sah ich das dunkelrote Aufglühen einer Zigarettenspitze, wenn jemand daran zog. Ein Sektkorken knallte, als er aus der Öffnung schoß.

»Hi, das Zeug klebt doch!« rief jemand.

»Ich kann es dir ja wieder aus dem Kleid waschen.«

»Das würde dir so passen.«

Ich schob mich an den Sprechern vorbei, die mich zum Glück nicht

bemerkten, und erreichte die am Heck liegende Seite des Oberdecks. Hier wollte ich mich postieren.

Ich ging davon aus, daß wir das U-Boot passiert hatten. Vielleicht wollte es uns auch folgen, ansonsten würde ich nicht mehr lange auf dem Kahn bleiben, schließlich mußte ich wieder zurück nach Walton upon Thames, wo der ungefähre Treffpunkt ausgemacht worden war. Im Dunkel des Wassers fiel der schaumige Heckstreifen besonders auf. Da quirlte das Wasser, und wehe dem, der hineingeriet. Keine Spur von diesem U-Boot. Wenn es uns tatsächlich folgte, blieb es gut geschützt unter Wasser.

Dann hörte ich Schritte, drehte mich um und sah eine Frau quer über das Deck gehen. Sie ging langsam, hielt ein Glas in einer Hand und sprach mich an.

»Hi, Mr. Sinclair.«

»Hallo, Mrs. Sanson.«

Sie blieb neben mir stehen und stellte ihr Glas auf die Reling. Dabei hielt sie es mit zwei Fingern nur fest. »Da unten war es mir zu langweilig und zu rauchig.« Sie hatte sich eine lange Strickjacke übergestreift. »Hier kann man es aushalten.«

»Finde ich auch.«

Sie drehte mir ihr Gesicht zu. »Mal ehrlich, Mr. Sinclair, weshalb sind Sie gekommen?«

»Aus Spaß.«

»Das glaube ich Ihnen nicht. Sie haben bestimmt einen Auftrag, der Sie auf das Schiff geführt hat.«

Ich lachte. »Sehen Sie hier Geister, Mrs. Sanson? Die jage ich doch angeblich.«

»Geht es nicht auch manchmal um Verbrecher?« Sie trank einen kleinen Schluck Sekt. Er sah trübe aus. Wahrscheinlich hatte sie ihn mit Orangensaft gemischt.

»Da haben Sie recht.«

Sally kam noch näher. Wir berührten uns beide. »Sind wir in Gefahr, Mr. Sinclair?« fragte sie leise.

»Das glaube ich nicht.«

»Glauben heißt nicht wissen.«

»Stimmt. Aber die Sache, deretwegen ich auf dieses Schiff gekommen bin, hat mit diesem Ausflug nichts zu tun, das kann ich Ihnen versichern.«

Sie hob die Schultern. »Glauben kann ich es Ihnen nicht so recht. Aber lassen wir das. Sie wollen also hier draußen bleiben?«

»So ist es.«

»Nicht tanzen?«

»Ich bin ein schlechter Tänzer. Da holen Sie sich lieber einen anderen, Mrs. Sanson.«

»Mal sehen, vielleicht.« Sie schaute wie ich auf das Wasser, und beide schwiegen wir.

Ich dachte daran, daß ich nicht einmal den Versuch unternommen hatte, Abbé Bloch zu suchen. Hätte van Akkeren dies gewußt, er hätte bestimmt schon reagiert.

Vorwürfe machte ich mir trotzdem nicht. Der Abbé trieb sich irgendwo in Frankreich herum, oft pendelte er zwischen Paris und dem Süden. Da hätte ich lange suchen können. Wahrscheinlich wußte van Akkeren dies auch, und er hatte die ganze Schau um den Abbé einfach nur als Aufhänger genommen, um seinen Plänen den nötigen Background zu geben.

Sally Sanson hatte ihr Glas geleert. Wir standen direkt über der Schraube und konnten den hellen Schaum sehen, wenn wir uns vorbeugten. »Mr. Sinclair, was ist los?« fragte sie.

»Wieso?«

»Sie sind schweigsam.«

»Das ist meine Art.«

Sie drehte sich mit einer langsamen Bewegung um. »Schade, heute

abend wäre ich in Stimmung gewesen. So muß ich mich wohl allein vergnügen. Es gibt zwar viele Männer beim Yard, aber die fahren nicht mit auf einen Betriebsausflug.«

Ich mußte lachen. »Wenn das die Ganoven erfahren, würden sie sich die Hände reiben.«

»Das ist doch Witzblatt-Komik.«

»Nein, ich sehe es anders.«

Sally Sanson stemmte sich von der Reling ab, als sie plötzlich zusammenzuckte und ihr Gesicht verzog. Es sah aus, als hätte sie in eine Zitrone gebissen.

»Was haben Sie?« fragte ich.

»Das... das Geräusch an der Schraube.«

Sie hatte den Satz kaum ausgesprochen, als auch ich es vernahm. Tatsächlich erklang dort ein Knacken und Brechen, als würde irgend etwas auseinandergeschlagen.

Ich lehnte mich über die Reling und schaute aufs Wasser, ohne allerdings etwas erkennen zu können. Nur den weißen Strudel sah ich, der, hochschäumend und aufwirbelnd, einen Gischtkreisel bildete. Zudem hatte ich das Gefühl, als würde das Schiff abtreiben. Ich ließ Sally Sanson stehen. Zwar rief sie mir noch die Frage nach, wohin ich wollte, eine Antwort bekam sie nicht. So rasch wie möglich verließ ich das Oberdeck.

Die Feiernden und Tanzenden hatten nichts bemerkt. Sie vergnügten sich weiter, und das war gut so. In mir war längst ein schrecklicher Verdacht aufgekeimt.

Auf dem Unterdeck, dicht über der Wasseroberfläche, traf ich Mr. Joon. Trotz der Dunkelheit erkannte ich, daß er aufgereggt war.

»Was ist geschehen?«

Er hob die Schultern. Die Geste wirkte hilflos. »Etwas ist mit dem Ruder.«

»Fiel es aus?«

»Ja.«

Ich nickte heftig. »Den Grund kann ich Ihnen zwar nicht sagen, aber ich hörte ein Knacken. Es kann auch sein, daß etwas in die Schraube geraten ist.«

»Das wäre fatal. Dann sind wir manövrierunfähig.«

»Was geschieht?«

»Die Motoren werden abgestellt. Ich schaue mir die Sache mal an.«

»Vom Boot aus?«

»Ja, aber nicht von diesem. Ich nehme ein Rettungsboot.« Er lief bereits vor.

»Da komme ich mit.« Wahrscheinlich hatte meine Stimme so entschlossen geklungen, daß er nicht zu widersprechen wagte. Auf dem Unterdeck und in Höhe des Hecks waren zwei Rettungsboote. Es brauchten nur wenige Haken gelöst werden, um das Boot zu Wasser zu lassen.

Die Schraube bewegte sich nicht mehr, wie ich mit einem schnellen Blick feststellte. Wir trieben jetzt auf der Themse und ließen uns von der behäbig wirkenden Strömung schieben.

Über die Reling turnte ich hinweg, stand außen auf dem Rand, drehte den Kopf und sah das Winken des Mannes. Das Boot schaukelte auf dem Wasser. Ich kletterte an einer ausfahrbaren Leiter hinab und sprang in den weiß gestrichenen Holzkahn, in dem noch einige Schwimmwesten und Rettungsringe lagen.

Mr. Joon hatte ein Seil gepackt. Er schleuderte es um einen Poller und vertäute es.

»Mr. Sinclair!« Sally Sanson rief meinen Namen. Sie lehnte sich über Bord und winkte.

»Halten Sie mal die Lampe, bitte.« Mr. Joon drückte mir eine Stableuchte in die Hand. »Ich will sehen, was da geschehen ist. Mit technischen Dingen kenne ich mich aus.«

»Okay.«

Joon bückte sich. Ich leuchtete dorthin, wo sich die Schiffsschraube befand. Zu sehen war sie nicht, aber Joon, der sich ein Ruder besorgt hatte, stach dies ins Wasser und tastete damit die Schraube ab. Er brauchte nicht lange, zog das Ruder zurück und nickte. Sein Mund zuckte dabei.

»Haben Sie den Fehler gefunden?« fragte ich ihn.

»Fehler ist gut. Die Schraube ist total verbogen. Da muß etwas hineingeraten sein. Ich rechne mit Sabotage.«

»Und wer?«

Joon hob die Schultern. »Kann ich Ihnen nicht sagen. Sie haben doch das U-Boot unter Kontrolle.«

»Das ist zuviel gesagt. Ich kann mir schon vorstellen, daß es damit zu tun hat.«

»Ich muß Prapoch Bescheid geben.« Joon wollte an Bord klettern, doch das Gesicht des Kapitäns erschien plötzlich über uns. Er hatte es auf der Brücke nicht mehr ausgehalten.

»Haben Sie etwas gefunden, Mr. Joon?«

»Ja, man hat die Schraube durch äußere Gewalteinwendung zerstört. Wir können nicht mehr fahren.«

Prapoch stieß einen Fluch aus. »Das kann nur mit diesem verdammten U-Boot zusammenhängen. Ich werde sehen, daß ich ein zweites Schiff bekomme, auf das die Leute umsteigen können.«

Mir paßte das nicht in den Kram. Je mehr Aufregung und Durcheinander herrschten, um so größer wurden die Chancen für unsere Gegner. Ich suchte die Wasserfläche ab. Das U-Boot ließ sich nicht blicken. Nicht einmal das Sehrohr ragte aus dem Wasser.

»Ich gehe wieder an Bord!« erklärte Mr. Joon und wollte nach der außen hängenden Leiter greifen, als wir beide den schrecklichen Schrei hörten. Ein Mann hatte ihn ausgestoßen, dann vernahmen wir ein Klatschen.

»Mann über Bord!« schrie Joon.

Ich suchte im Strahl des Scheinwerfers die Wasserfläche ab und sah tatsächlich denjenigen, der über Bord gegangen war. Er schwamm im Wasser, seine Mütze hatte er verloren. Als der Lichtbalken über sein Gesicht strich, kniff er geblendet die Augen zusammen. Der Bart klebte an seinem Gesicht wie nasse, schwarze Watte.

»Das ist ja Prapoch!« rief Mr. Joon neben mir. Gleichzeitig winkte er seinem Chef zu und griff schon nach einem Rettungsring, der ebenfalls mit einer Leine verbunden war. Als er ausholte, um den Ring zu schleudern, verschwand das Gesicht des Kapitäns plötzlich unter der Wasserfläche, als hätte ihn jemand in die Tiefe gerissen...

Mr. Joon erstarnte mitten in der Bewegung. »Das ist verrückt. Er ist verschwunden, Mr. Sinclair — einfach weg!«

»Ich weiß.«

»Und wieso? Hier gibt es keine Strudel und Kreisel. Prapoch kann schwimmen, er...«

Ich hörte nicht mehr hin, was er zu sagen hatte, sondern kniete mich hin und suchte die Wasserfläche mit Hilfe der Lampe ab. Von Prapoch sah ich nichts. Man hatte ihn einfach in die Tiefe gerissen. Hart und gnadenlos. Der oder die Unbekannten hatten ihm nicht die Spur einer Chance gelassen.

Als ich meinen Arm nach rechts bewegte, der Kegel über das Wasser geisterte und blaß am Ufer entlangstrich, sah ich ihn. Er schwamm auf dem Rücken. Das Gesicht wurde von den wie gläsern wirkenden Wellen überspült, und ich hatte den Eindruck, daß der Kapitän nicht mehr lebte.

Noch ein zweites Gesicht entdeckte ich. Dicht neben dem des Kapitäns. Es war aus der Tiefe hochgestiegen, zusammen mit dem Körper, der auf der Oberfläche schwamm, weil der Stoff des dunklen Umhangs den anderen in die Höhe drückte.

Ich sah nur das Gesicht.

Eine dreieckige Fratze, wie ich sie bereits in meinem Büro erlebt hatte. Weitere Gedanken machte ich mir nicht. Ich wußte jetzt Bescheid, riß die Beretta hervor, kam aber nicht mehr zum Schuß, weil der Teufelsdiener verschwand.

Nur Prapoch blieb zurück. Sein Körper schwamm wie ein bleiches Stück Holz auf dem Wasser.

Auch Mr. Joon hatte ihn längst gesehen. Neben mir kniete er und stöhnte auf. »Den hat es erwischt.«

Ich gab keine Antwort und schaute zu, wie eine Welle den leblosen Kapitän auf uns zuschob. Bevor er wieder abgetrieben werden konnte, hatte ich mich über den Rand des Bootes gebeugt und den Körper mit der ausgestreckten Hand zu fassen bekommen. »Helfen Sie mir!«

Joon mußte erst seinen Schock überwinden. Dann faßte er mit an, zitterte dabei, sprach mit sich selbst, schluckte, aber er machte weiter, und so schafften wir es, den Kapitän aus dem Wasser in unser Boot zu hieven. Mr. Joon stellte nicht erst fest, ob überhaupt eine Chance bestand, er begann sofort mit den Wiederbelebungsversuchen. Mr. Joon arbeitete mit der Sturheit eines Roboters. Prapoch hatte Wasser geschluckt, das fontänenartig aus seinem Mund schoß.

»Lebt er?«

»Ich weiß es noch nicht.« Mr. Joon verzog das Gesicht. »Ich bin so aufgeregt und werde wohl keinen Puls fühlen können...«

Ich hätte ihm gern zur Seite gestanden, aber auf dem Deck des Schiffes war etwas im Gange.

Jemand schrie.

Grell und sirenenhaft. Es hörte sich fast so an wie das kreischende Lachen der Mary Mirror.

Und nicht nur fast, das mußte sie sein, die so laut geschrien hatte.

Mit einem Satz hatte ich die an der Stahlhaut hängende Heckleiter erreicht und kletterte sie hoch. Daß Joon mir irgend etwas über den Kapitänen nachschrie, hörte ich nicht mehr...

Zum Glück spielte die Musik noch. Es gibt ja Musiker, die versuchen ihr eigenes Unvermögen durch Lautstärke zu übertönen. So war es auch hier. Die Kapelle spielte nicht schön, dafür laut. Ich hörte die Melodien und Klänge. Bekannte Schlagerweisen, vermischt mit Welthits und auch alten Volksmelodien. Ein Klangwirrwarr, den die meisten Tänzer liebten.

Und sie bewegten sich. Automatisch fiel mein Blick durch die großen Scheiben. Da wogten die Menschenmassen auf den viel zu kleinen Tanzflächen. Wer keinen Partner gefunden hatte, bewegte sich eben allein. Aber auch zahlreiche Frauen tanzten zusammen, besonders die älteren.

Es hatte jemand geschrien. Leider wußte ich nicht, wo das geschehen war, und das Boot war verdammt groß. Über eine Außenleiter turnte ich wieder auf das Oberdeck. Es hatte sich geleert. Der Wind war zu kalt. Ein festlich illuminiertes Deck wäre besser gewesen. Nur die Positionsleuchten an der Brücke brannten, ansonsten war das Deck dunkel. Bis auf die Stellen, wo Licht aus den großen Fenstern fiel. Verdammt, ich hatte mich doch nicht getäuscht! Mary Minors Organ war einfach nicht zu überhören.

Ich ging quer über das Ober- oder Promenadendeck. An der rechten Seite lagen nicht nur die zusammengeklappten Liegestühle aufeinander, dort standen auch Stühle in mehreren Reihen nebeneinander. Plötzlich wurde ich gepackt.

Wie eine Klette hing mein Gegner an mir. Er hatte Kraft und setzte diese auch voll ein. Er schob mich vor und preßte mich gegen die Reling. Ich hatte genug Zeit, mir das Gesicht anzuschauen. Es war einer der Teufelsdiener!

Diese dreieckige blaßgraue Fratze mit den etwas helleren Augen und den wirren Haaren paßte zu der Gestalt, die in meinem Büro explodiert war.

Blitzschnell riß ich den Arm hoch und winkelte ihn gleichzeitig an. Mein rechter Ellbogen traf haargenau das Kinn dieses unheimlichen Wesens, dessen Kopf in den Nacken gerissen wurde, mich aber nicht losließ. Dafür prallte ich mit dem Rücken gegen die Reling. In die Fratze setzte ich meine Faust, und noch einmal schlug ich zu. So verschaffte ich mir Luft.

Ich hörte den Teufelsdiener keuchen und würgen. Mit zwei Handkantenschlägen hämmerte ich seine Arme nach unten, so daß ich endlich frei war und mit einem gut gezielten Karatetritt den Unheimlichen zurückschleudern konnte. Er krachte auf die Planken, kam aber wieder hoch.

Seine Fratze schimmerte. In den Augen las ich die Bösartigkeit der Hölle, als wollte mir Asmodis persönlich durch sie Grüße bestellen lassen.

Mit zwei schnellen Schritten schaffte ich eine genügend große Distanz zwischen uns und kam endlich dazu, die Beretta zu ziehen. Ich hatte die Waffe noch nicht auf mein Ziel gerichtet, als wir beide überrascht wurden.

Plötzlich durchlief zuerst ein Ruck das Schiff, dem ein gewaltiges Nachzittern folgte.

Der Ruck traf alle Anwesenden überraschend. Auch ich war davon nicht ausgeschlossen worden und hatte das Gefühl, als wären mir die Beine unter dem Körper weggerissen worden. Ich kippte zuerst nach vorn, sofort wieder zurück, lag schon auf den Planken und rutschte schräg darüber hinweg, ohne daß ich mich irgendwo festhalten konnte. Aber die zusammengestellten Stuhlreihen näherten sich mir. Es kam, wie es kommen mußte.

Kurz bevor ich in die Stühle hineinkrachte, erfaßten mich noch

andere Kräfte und drehten mich herum, so daß ich seitlich gegen das große Hindernis stieß und einige Stühle über und neben mir zusammenfielen. Ich blieb dazwischen liegen, wußte nicht mehr, wo sich der Untote aufhielt und deckte meinen Kopf ab, weil ich Angst hatte, von einem schweren Sitzmöbel aus Holz erwischt zu werden.

Das passierte nicht.

Ruhe kehrte ein.

Aber ich wußte genau, was geschehen war. Das Schiff war auf Grund gelaufen.

Das hieß mit anderen Worten: Wir saßen fest!

Die Stille dauerte nur so lange, wie der Schock bei einem Menschen anhält. Danach war zwar nicht gerade die Hölle los, aber unter mir hörte ich die ängstlichen und überraschten Schreie der zahlreichen Passagiere, die vielleicht nicht mitbekommen hatten, was eigentlich geschehen war.

Das aber änderte sich in den folgenden Sekunden. Plötzlich wollte keiner mehr in den Tanzälen und Restaurants bleiben. Ein jeder drängte zum Ausgang, so daß es vor den Türen zu einem gewaltigen Gewühl kam. Auch ich wühlte mich unter den Stühlen hervor und schleuderte sie zur Seite.

Sie rutschten über das Promenadendeck, als wäre es mit Seife eingeschmiert worden.

Ich kam wieder hoch.

Das heißt, man ließ mich bis auf die Knie kommen, als plötzlich der Teufelsdiener vor mir auftauchte. Er hatte den Ruck wohl besser überstanden und sich auch eine Waffe besorgt.

Mit beiden Händen hielt er einen der zusammengeklappten Stühle fest und schwang ihn hoch über seinem Kopf, bevor er zuschlagen wollte. Ich schoß.

Die Beretta hatte ich zum Glück nicht verloren, und meine geweihte

Silberkugel war schneller.

Sie traf den Unheimlichen in der Körpermitte.

Es war ein harter Schlag, den er abbekam. Der Stuhl rutschte ihm aus den Händen, krachte auf seinen Schädel und begrub den Untoten unter sich, der im gleichen Augenblick zusammenbrach, wobei mit ihm das gleiche passierte, wie in meinem Büro.

Er zerplatzte! Staub und Knochenteile wirbelten in meiner Nähe über das Deck. Das Gesicht leuchtete noch einmal auf. Ich glaubte ein Abziehbild meines Todfeindes Asmodis darin schimmern zu sehen, dann wurde es grau und zerfiel.

Da war ich bereits vorbeigehetzt.

Zum Oberdeck wollte zum Glück niemand. Die Menschen sahen zu, daß sie von Bord kamen. Es herrschte eine gewisse Panik, ich warfeinen Blick nach Backbord und sah, daß die meisten Passagiere vom Schiff aus in das Wasser sprangen, das an dieser Stelle relativ flach war, so daß auch Nichtschwimmer das rettende Ufer erreichen konnten. Wo steckten meine Feinde? Bestimmt hatte van Akkeren nicht nur einen oder zwei Teufelsdiener geschickt, die das Schiff unter Kontrolle nehmen sollten. Typen wie er gingen auf Nummer Sicher. Zudem fragte ich mich, weshalb er dieses Boot hatte angreifen lassen. Wußte er vielleicht, daß ich mich an Deck befand?

Damit mußte ich rechnen, und so trug ich eigentlich die Schuld an dieser Katastrophe.

Über eine Leiter turnte ich dem Hauptdeck entgegen. Von der Besatzung sah ich keinen. Mr. Joon und auch Kapitän Prapoch, falls dieser noch lebte, hielten sich zurück, aus welchen Gründen auch immer. Ich kam zwar gut ein Deck tiefer an, preßte mich aber gegen die Wand in einer Nische, um die Fliehenden vorbeizulassen. Sie hatten es eilig. Sie sprangen über Bord und flohen durch das seichte Wasser dem Ufer entgegen.

Ich lief in Richtung Bug, wo sich auch die Brücke befand. Jetzt war

der Zeitpunkt gekommen, wo alle Tarnung nichts mehr nutzte. Ich mußte mit meiner Dienststelle telefonieren, wo Suko und Captain Darring auf einen Anruf warteten.

Etwas Weiches, das auf dem Boden lag, stoppte mich. Ich stolperte, konnte mich jedoch abfangen. Ich blieb stehen und drehte mich. Die Frau lag auf dem Rücken.

Sie sah furchtbar aus, und ich erkannte, zu was diese Teufelsdiener alles fähig waren.

Dennoch konnte ich erkennen, um wen es sich handelte. Die Tote war Mary Mirror, die so laut lachen und auch schreien konnte...

Kapitän Prapoch verließ nur ungern die Brücke. Wenn er es tat, wußte er genau, daß er sich auf seinen Steuermann Tuppessing verlassen konnte. Er kannte das Schiff in-und auswendig und war bestens mit der Technik vertraut.

Daß irgend etwas mit der Schraube war, hatte er längst festgestellt. Jetzt kam es darauf an, daß das Ruder noch einigermaßen funktionierte und Tuppessing das schwere Boot so lenken konnte, daß es im seichten Gewässer nicht festlief.

Tuppessing war Fachmann genug, um zu erkennen, daß er das Schiff nicht mehr unter Kontrolle bekam. Er konnte nur noch darauf hoffen, daß alles glimpflich ablief.

Der Mann schwitzte. Die Brillengläser beschlugen von innen, und Tuppessing nahm sein Sehgestell ab.

Auch ohne Brille konnte er erkennen, daß sein Boot nach rechts abtrieb. Es geriet bereits in die gefährliche Nähe des Ufers, das an dieser Stelle nicht glatt war. Da schoben sich zungenartige Halbinseln in den Strom hinein.

Tuppessing setzte die Brille wieder auf. Das Festlaufen des Bootes kam selbst für ihn, den Steuermann, überraschend. Der Bug mußte von einem harten Gegenstand gerammt worden sein, denn er schob

diesen weder zur Seite, noch drückte er sich hindurch. Tuppessing hing am Ruder, klammerte sich fest und spürte die erneuten Stöße, die den Schiffsrumpf malträtierten.

Was nicht gerade niet- und nagelfest stand, wurde zu Boden geschleudert. Dicht neben dem Mann segelte eine Kaffeetasse vorbei und zerbrach am Boden. Auch das Fernglas und einige Karten machten sich selbstständig. Die Scheiben zitterten nach. Tuppessing sah auch, daß sich die Tür bewegte, er hörte die ersten lauten Stimmen vom Vergnügungsdeck hochschallen und merkte erst jetzt den Schmerz, der auch seine Brust durchströmte. Er hatte sich beim Auflaufen des Schiffes heftig das Brustbein gestoßen. Das Einatmen tat ihm weh, aber er biß die Zähne zusammen, weil er wußte, daß er jetzt nicht aufgeben durfte. Vergessen war alles andere, als jemand die Tür auframmte. Zuerst dachte Tuppessing an den Kapitän, im nächsten Augenblick aber weiteten sich seine Augen.

Die beiden Gestalten, die auf die Brücke gekommen waren, gehörten weder zur Besatzung noch zu den Passagieren. Sie sahen zwar menschenähnlich aus, dennoch waren es Monstren, denn ihre Gesichter, die im Schein der Brückenbeleuchtung fahlgrün schimmerten, hatten Ähnlichkeit mit der Fratze des Teufels, die man oft auf alten Bildern oder Holzstichen sah, die Menschen aus den letzten Jahrhunderten gezeichnet hatten.

Tuppessing spürte die Gefahr wie ein Windhauch. Die beiden Gestalten waren gekommen, um ihn zu töten.

Sie bewegten sich zwar sicher, dennoch schwankend. Ihr Haar stand wie alte Putzwolle vom Kopf ab. Die Mäuler hielten sie offen. Der Steuermann sah die gefährlichen Gebisse, Stiftzähne, die an ihren Enden etwas spitz zuliefen.

Tuppessing suchte nach Waffen. Nichts lag herum, mit dem er sich hätte verteidigen können, aber Werkzeug befand sich auf der Brücke, und zwar in einer in die Konsole eingebauten Schublade. Die mußte

er erreichen.

Ein Sprung brachte ihn in die Nähe. Er atmete schwer und hoffte, die Eindringlinge mit seiner Aktion zu überraschen. Es gelang ihm auch, die Lade aufzureißen und seine Hand hineinzusenken. Die schwere Zange umklammerte er bereits, als er plötzlich den Druck in seinem Rücken spürte. Es war wie eine harte Klammer. Zwei Arme hielten ihn umfaßt und rissen ihn zurück.

Tuppessing schrie vor Schreck, aber er ließ die schwere Eisenzange nicht los, auch wenn er sich beim Herausreißen den Handrücken an der oberen Kante einritzte.

Sein Gegner zog ihn rücklings und quer über die Brücke. Der andere kam von vorn.

Tuppessing schlug mit der Blechzange zu und erwischte den Eindringling an der Schulter. Er hörte einen dumpfen Laut, als hätte er in Teig geschlagen. Ein Mensch wäre zu Boden gegangen, nicht der Zombie, er verspürte keine Schmerzen.

Statt dessen schüttelte er sich, als hätte man Wasser über seinen Körper gegossen. Dann schnellten seine Arme plötzlich vor, gleichzeitig hoch und wieder nach unten.

Tuppessing gelang es nicht, seinen Kopf zur Seite zu nehmen. Die Finger hakten sich in seinen Haaren fest, sie drehten sogar daran. Der Steuermann schrie auf, schüttelte sich und verlor dabei seine Brille, die durch das vor ihm wütende Monstrum zertreten wurde. Ein harter Kniestoß traf ihn an einer empfindlichen Stelle, und Tuppessing sackte im Griff des hinter ihm stehenden Monstrums zusammen. Er war geschwächt und genau richtig für die beiden Bestien, die nur töten wollten.

Der hinter ihm Stehende lockerte seinen Griff für einen Moment, um Tuppessing dann quer durch den Raum zu schleudern. Mit dem Rücken krachte der Steuermann so hart gegen eine Konsole, daß er das Gefühl bekam, sein Kreuz wäre in der Mitte geteilt worden. Er

hatte den Mund weit aufgerissen, atmete würgend und keuchend und konnte nicht vermeiden, daß seine Augen plötzlich in Tränen schwammen. Die Kraft war aus seinem Körper gewichen. Er hing in einer Schräglage und konnte sich nicht mehr aufrichten. Sehr weich wurden seine Knie. Mit dem rechten Ellbogen versuchte er, sich auf der Konsole abzustützen, was ihm auch nicht recht gelingen wollte, denn er rutschte zur Seite.

Die beiden Monstren waren zum Greifen nahe bei ihm. Noch konnte er zwischen ihnen hindurchschauen. Sein Blick traf die Tür zur Brücke, die in diesem Moment von außen her wuchtig aufgetreten wurde. Eine Männergestalt sprang in den Raum.

»Sinclair«, ächzte Tuppessing. »Bitte, helfen Sie mir!«

Ich hatte mich sehr beeilt, als hätte ich gewußt, welch eine Szene ich auf der Brücke vorfand. Der Steuermann befand sich in Lebensgefahr. Eine Antwort gab ich ihm auf meine Art und Weise.

Ich schoß!

Die Kugel traf den Hinterkopf des rechts neben Tuppessing stehenden Monstrums. Ich sah Teile wegfliegen, Asche und Staub, auch alte Knochen, dann glühten die Reste wieder auf, und eine Sekunde später sackte das Monstrum zusammen.

»Wahnsinn!« keuchte Tuppessing. »Das ist Wahnsinn, Sinclair! Ich werde irre.«

Das war mir im Moment egal, ich mußte ihm und mir das zweite Wesen vom Hals halten.

Es warf sich vor. Erst rechnete ich mit einem Schlag, dann jedoch kam der Tritt.

Der wischte vorbei, weil ich zur Seite tänzelte, aber meine zweite Kugel traf.

Der Teufelsdiener stellte sich auf die Zehenspitzen. Er zitterte, breitete die Arme aus, als hätte man ihm einen Stromstoß versetzt.

Für einen Moment leuchtete auch sein Gesicht in höllischem roten Schein, der verblaßte, als das dämonische Wesen zusammenbrach, schwer zur Seite kippte und liegenblieb.

Geschafft!

»Ich lebe!« hörte ich Tuppessing keuchen. »Verdammt, ich lebe.« Er wollte auf mich zukommen, doch nach dem ersten Schritt schon gaben die Beine nach.

Hätte ich ihn nicht aufgefangen, wäre er gefallen.

»Verdammt, Sinclair, die haben mich erwischt. Die... die...« Er starrte auf die Aschenreste. Sein Gesicht nahm den Ausdruck des ungläubigen Staunens an. »Wie haben Sie das gemacht? Wer sind Sie?«

»Später, Mister. Wie geht es Ihnen sonst?«

»Prima, ist mir nie besser gegangen.« Er lachte bitter. Ich schleppte den schweren Mann zur Seite und drückte ihn auf einen Hocker.

»Bleiben Sie hier sitzen.«

»Und Sie?«

»Ich werde telefonieren.«

»Bestimmt nicht mit Ihrer Freundin.«

»Nein, mit Scotland Yard. Das kann ich doch von hier aus — oder?«

Er schaute mich erst an, als hätte er die Frage überhaupt nicht begriffen, dann nickte er. »Ja, das geht. Wir haben hier Telefon, müssen wir ja haben, müssen wir...« Der Mann stand unter einem Schock und vergrub sein Gesicht in beiden Händen. Ich schaute mir die Konsole genauer an und sah auch den in eine Mulde eingebauten Telefonapparat. Das Gehäuse bestand noch aus schwarzem Kunststoff.

Als ich den Hörer hochnahm, warf ich auch einen Blick durch die Seitenscheiben zum Ufer hin. Sämtliche Passagiere schienen das Schiff verlassen zu haben, aber nicht alle waren dort hingelaufen, wo

sie Menschen fanden. Die meisten hielten sich am Ufer auf und beobachteten das Schiff. Noch immer konnte ich nicht anrufen, denn wieder wurde hinter mir die Tür geöffnet.

Ich flirrte herum — keine Gefahr, denn zwei mir bekannte Männer betraten das Ruderhaus.

Es waren Mr. Joon und Kapitän Prapoch. Joon konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. Seine Gesichtshaut besaß die Farbe einer überreifen Tomate. Er trug den viel schwereren Kapitän, der sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Zwar glich Prapoch einer Leiche, aber er war nicht tot.

Beide brachen zusammen. Joon legte sich auf den Rücken, er atmete keuchend, stammelte Worte, hustete, während sich Perry Prapoch überhaupt nicht regte, so erschöpft war er.

Ich wollte Mr. Joon auf die Beine helfen und schob meine Hände unter seine Achseln. Er ließ alles mit sich machen. Zum Glück fand ich noch eine zweite Sitzgelegenheit, auf die ich den Mann drückte.

»Geschafft!« flüsterte er. »Ich habe es geschafft. Sie hatten ihn noch nicht getötet. Aber er war ohnmächtig, ich bekam ihn wieder hin. Wir kletterten hoch, dann brach er zusammen. Ich... ich... habe ihn...«

»Schon gut, Mr. Joon«, sagte ich. »Sie haben wirklich Übermenschliches geleistet.«

Er war mit seinen Kräften am Ende. Der Kopf sank nach vorn. Vor Erschöpfung begann er zu weinen.

Ein Hölle lag hinter den drei Männern hier, eine weitere, vielleicht viel schlimmere, würde vor mir liegen.

Allein konnte ich es nicht schaffen. Suko und Darring mußten etwas unternehmen.

Mein Blick fiel automatisch durch die große Scheibe nach draußen und streifte das Wasser.

In der Flußmitte war es unruhiger als an den Uferstreifen. Wirbel

entstanden, dann Wellen. Trotz der Dunkelheit sah ich, daß sich dicht unter der Oberfläche etwas tat. Ich hatte einen Verdacht, und der wurde auch bestätigt, als ich sah, was sich dort wie ein stählerner Riese aus den grauen Fluten der Themse schob.

Es war das U-Boot!

Sir James Powell hatte es ja nicht glauben können, war aber eines Besseren belehrt worden. Ein Mann wie Vincent van Akkeren drohte nicht nur, er setzte seine Drohungen auch in die Tat um. Dem Superintendenten hatte er versprochen, ihn an einen Torpedo zu binden, und das Vorhaben hatte er in die Tat umgesetzt.

Jetzt war Sir James an dieser mit Sprengstoff gefüllten Rakete gefesselt. Die letzten zwanzig Minuten waren für ihn schlimm gewesen. Van Akkeren erstickte fast an seinem Haß. Er glaubte daran, daß man ihn überlisten wollte, und Sinclair gehörte ebenso wie Sir James zum Yard, zu den Menschen also, die seine schlimmsten Feinde waren. Der Grusel-Star trieb den hohen Beamten durch Schläge voran. Sie waren in die langgezogene Druckkammer gegangen, um das Torpedo zu erreichen. Häßlich lachend hatte van Akkeren es geöffnet und Sir James dabei angestarrt. »So habe ich mir das gewünscht. Einen originelleren Tod hätten Sie nicht finden können.«

Sir James erwiderte nichts. Er blieb steif stehen und spürte an seinen vor dem Bauch zusammengebundenen Händen den harten Druck der Lederfesseln. Von allein würde er sie nie lösen können. Sie waren zudem bei der Fesselung naß gewesen und zogen sich, wenn sie trockneten, immer mehr zusammen.

Die Torpedos lagerten unter dem Mannschaftsraum. Man brauchte ihn aber nicht zu durchqueren, um das Ziel zu erreichen. Van Akkeren hielt das Torpedoluk offen. »Los, steigen Sie runter!«

Sir James war dicht an die Öffnung herangetreten. In der Tiefe brannte ein schwaches Licht, mehr grau als hell, so daß der

Superintendent noch nichts erkennen konnte, bis auf den Beginn der nach unten führenden Trittleiter. »Gehen Sie!«

»Es wird schwer sein, mit gefesselten Händen...«

Sir James bekam einen harten Stoß, der ihn fast in den Schacht befördert hätte. Diesmal wagte er keinen Widerspruch mehr und sah nur zu, daß er nicht schon die erste Sprosse verfehlte. Jetzt wußte er auch, weshalb man ihm die Hände vor dem Körper gebunden hatte. So konnte er sich wenigstens festhalten. Es war ein schmaler Schacht, den Sir James hinuntersteigen mußte. Vernietete Eisenplatten trennten ihn vom Mannschaftsraum. Er sah viel Rost, aber so alt dieses Boot auch war, es funktionierte. Wie Sir James es schaffte, die Leiter hinter sich zu lassen, wußte er selbst nicht. An ihrem Ende versanken seine Füße in einem dicken, ölichen Schmier, der den Boden der Torpedokammer bedeckte. Das schwache Licht gaben Glühbirnen ab, die von einem dunklen Blendschutz umgeben waren. Deshalb wirkte die Helligkeit auch im ersten Moment so grau.

Van Akkeren stieg hinter dem Superintendenten her, blieb neben ihm stehen und drehte ihn herum.

»Da entlang!«

Der weitere Weg führte beide Männer in die Tiefen des Torpedoraums, der an Breite zunahm. Und da sah Sir James zum erstenmal die breiten Torpedoausstoßrohre, in denen diebrisanten Zigarren steckten. Auch hier wirkte das Licht kalt und ebenso grau. Es spiegelte sich auf den Torpedos wider.

»Wie wollen Sie mich denn festbinden?« fragte Sir James.

»Natürlich nicht auf ihm. Das wird nicht gehen. Kommen Sie mit.« Van Akkeren packte Sir James am Kragen, als wollte er einen Hasen in die Höhe reißen. Heftig, schon brutal, stieß er ihn weiter, so daß Sir James mehr stolperte, als daß er ging. Es waren zwei geladene Torpedoausstoßrohre vorhanden, und zwar von unterschiedlicher

Länge und Durchmesser. Sir James mußte auf das größte klettern und bis nach vorn an die Öffnung rutschen. So breitbeinig hatte mal der Lügenbaron von Münchhausen auf einem Kanonenrohr gesessen, bevor er seinen berühmten Ritt auf der Kugel und durch die Luft unternahm.

Stricke hatte van Akkeren mitgenommen. Erdrückte Sir James nach vorn, so daß er mit dem Oberkörper vor der Öffnung hing und sogar hineinschauen konnte, wenn er wollte.

Sir James hatte die Brille verloren, dennoch glaubte er, die gefährliche Rakete matt schimmern zu sehen.

Die Fesselung war einfach aber wirkungsvoll. Van Akkeren wickelte den langen Strick mehrmals um Sir James und das Rohr. So fest, daß sich der Superintendent aus eigener Kraft nicht mehr befreien konnte, auch wenn die Unterlage glatt war.

Doppelte Knoten hielten ihn an Stellen, die er nicht erreichen konnte. Auch seine Lage war mehr als bescheiden. Das Blut würde ihm in den Kopf steigen und möglicherweise zu einem Stau führen, der in einer Bewußtlosigkeit endete. Letztendlich war Sir James Powell nicht mehr der Jüngste.

Satanisch grinsend betrachtete Vincent van Akkeren sein Werk und lobte sich selbst. »Ich muß ehrlich zugeben, daß mir dieses Werk gelungen ist. Was sagen Sie dazu, Sir James?«

»Gehen Sie, verdammt! Verschwinden Sie endlich. Ich will Sie nicht mehr sehen.«

Der Grusel-Star lachte. »Den Gefallen werde ich Ihnen tun. Sterben Sie wohl, Sir James. Eine Rettung ist nicht mehr möglich. Ich habe meinen Trumpf ausgespielt.«

Dann ging er tatsächlich. Sir James lauschte noch dem Echo seiner Schritte nach, das aber bald verklungen war.

Das Licht ließ der Mann brennen, so daß der Superintendent sehen konnte.

Er fühlte sich hundeeelend. Schon jetzt stieg wegen dieser ungewöhnlichen Lage das Blut in seinen Kopf und begann zu hämmern. Es pochte hinter den Schläfen, der Druck steigerte sich von Minute zu Minute.

Sir James verfiel nicht in Panik, er schrie nicht, er brüllte nicht, er versuchte nur, aus der Fesselung zu rutschen, aber das war nicht möglich. Van Akkeren hatte eben zu gut gearbeitet. Wenn der Mann den Torpedo zündete, würde dieser mit einer ungemein starken Geschwindigkeit aus dem Rohr jagen und den vor der Öffnung hängenden Menschen zerfetzen.

Sir James konnte sich vorstellen, daß er von seinem Ende nicht viel mitbekam. Alles würde sehr schnell gehen.

Die Zeit verging.

Hin und wieder steigerte sich der Druck in Sir James' Kopf, und wenn er etwas nachließ, hatte der Superintendent das Gefühl, die Schatten der Bewußtlosigkeit aus allernächster Nähe zu erleben. Aber sie zogen sich immer wieder zurück und verlängerten die Qual des Mannes.

Wie hatte van Akkeren noch gesagt? Es gibt keine Chance!

Sir James mußte diesem menschlichen Teufel recht geben, so schwer es ihm auch fiel...

Glenda Perkins schaffte es nicht mehr, den Mann anzumelden, so vehement stürmte Captain Darring in Sukos Büro. Sein Gesicht war gerötet, er hatte sich aufgeregt.

Auch Suko stand unter einem schweren Druck, nur sah man es ihm nicht an. »Setzen Sie sich, Captain.«

Darring lachte rauh. »Ich mich setzen? Nein, verdammt, diese Ruhe habe ich nicht.« Er nahm seine Mütze ab und schleuderte sie auf den Schreibtisch.

»Sie können auch einen Kaffee trinken.«

»Verzichte.«

»Wie Sie wollen.«

Darring beugte sich vor. »Wissen Sie eigentlich, was geschehen ist, Inspektor?«

»Reden Sie jetzt von den beiden Torpedos, die man auf das Parlament abgefeuert hat?«

»Genau!«

»Sie kennen bestirnt Einzelheiten.«

Darring nickte. »Die kenne ich inzwischen. Man hat die Reste der tödlichen Zigarren untersucht und festgestellt, daß beide Torpedos schon über 40 Jahre alt sind und demnach aus dem Zweiten Weltkrieg stammen müssen.«

»Ist das denn möglich?«

»Natürlich, was denken Sie denn?« Der Captain ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Ist das wirklich so einfach?«

Darring nickte. »Wenn man die richtigen Verbindungen hat, bestimmt. Denken Sie mal an internationale Waffenhändler. Die finden Sie doch überall. In Europa, im Orient, in Amerika. In jedem Land gibt es Typen, bei denen Sie all diesen Mist kaufen können, auch ausrangierte U-Boote aus dem Zweiten Weltkrieg.«

Suko schüttelte den Kopf. »Wenn ich daran denke, daß es ein Engländer gewesen ist, der das U-Boot verkauft hat...«

»ja, Sie haben das Problem erfaßt. Aber wir kommen an die Kerle nicht heran. Deren Beziehungen sind einfach zu gut. Okay, die Kleinen kriegen wir, aber die ganz Großen schachern ja auch mit Regierungen kleinerer Staaten.«

»Haben Sie denn schon in diese Richtungen Nachforschungen anstellen lassen?« fragte Suko.

»Nein, die Zeit ist einfach zu knapp bemessen. Wir werden uns darauf konzentrieren, das U-Boot in der Themse zu finden. Das sollte ja kein Problem sein bei unserer heutigen Technik.«

»Ich möchte noch davon abraten.«

»Wieso?«

»Weil ich John Sinclair versprochen habe, erst seinen Anruf abzuwarten.«

Captain Darring schaute Suko an, als hätte er einen Geisteskranken vor sich. »Sinclair, immer Sinclair. Das ist ein Fall für uns und nicht für ihn. Ich denke, der jagt Geister.«

»Auch.«

»Reden Sie doch nicht. Wir haben es hier mit Torpedos zu tun. Ich möchte das Wort Krieg nicht gern in den Mund nehmen, obwohl es der Sache schon sehr nahe kommt. Zudem ist Ihr Chef, Sir James, gekidnappt worden. Das sind alles normale Verbrechen, die nichts mit übersinnlichen Dingen zu tun haben.«

»Sie irren«, sagte Suko.

Erstaunen breitete sich auf dem Gesicht des Captains aus. »Würden Sie mich bitte aufklären, Inspektor?«

»Ich werde es versuchen.«

»Wie nett.«

»Wir wissen inzwischen, wer hinter diesen beiden Aktionen steckt. Ein gewisser Vincent van Akkeren!«

Darring ballte seine Hände. »Das wissen Sie?« erkundigte er sich leise und wartete Sukos Nicken ab. Dann sprang er hoch. »Verdammtd, weshalb sagen Sie mir das jetzt erst? Wir hätten ihn schon längst festnageln können und...«

»Nein, das hätten wir nicht.«

»Und wieso nicht?«

»Weil van Akkeren uns immer einen Schritt voraus ist. Dieser Mann ist nicht nur gefährlich, der ist Mensch und Teufel in einer Person, Captain.«

»Jetzt schnacken Sie über.«

Suko blieb ruhig. Auch Darring setzte sich wieder. »Ich wollte, es

wäre so, Mr. Darring. Aber wir haben unsere Erfahrungen mit van Akkeren. Den muß man behandeln wie ein rohes Ei, sonst bringt er es fertig und löscht alles in seiner Umgebung aus. Für mich persönlich ist dieser Mann gefährlicher als mancher Terroristen-Chef.«

»Den Namen höre ich heute zum erstenmal.«

»Das kann ich mir vorstellen. Sie haben auch mit ihm noch nichts zu tun gehabt.«

»Was mich wundert.«

»Nein, van Akkeren hat, wie ich Ihnen schon sagte, einen Pakt mit dem Teufel geschlossen. Er hält sich für einen legitimen Nachfolger des Satans oder so ähnlich. Jedenfalls bewegt er sich auf Gebieten, die Ihre Arbeit bisher noch nicht berührt haben.«

»Aber jetzt haben sie sich überlappt. Ich werde auf keinen Fall untätig in diesem Büro herumsitzen, sondern etwas unternehmen. Das Militär ist in Bereitschaft. Der Anschlag auf das Parlament hat einiges in Bewegung gebracht. Man will auch von der Regierungsseite her Erfolge sehen, das gab man mir zu verstehen.«

»Hat man Ihnen eine Frist gesetzt, Captain?«

»Nein!«

»Dann können Sie also noch warten.«

Darring schlug mit der Faust auf die Schreibtischplatte. »Das eben will ich nicht. Warten ist nicht meine Art. Wir wissen, daß sich das Boot in der Themse befindet. Bevor es verschwindet, will ich es gestellt haben, begreifen Sie das?«

»Mir geht es ebenso.«

»Dann unternehmen Sie...«

In diesem Augenblick summte das Telefon. Der Captain verstummte und schaute zu, wie Suko den Hörer abnahm.

Der Chinese saß plötzlich stocksteif. »Ja, John«, sagte er, pausierte und sprach dann nur einen Satz. »Okay, John, ich höre dir zu.« Während Suko den Hörer zwischen Schulter und Ohr einklemmte,

machte er sich Notizen.

Darring war nervös. Er hatte die Augen zu Schlitzen verengt, versuchte mitzulesen, doch Sukos Handschrift war kaum zu entziffern. Schließlich sagte der Chinese: »John, wir werden im Schutze der Nacht kommen und deinen Anweisungen folgen. Halte die Ohren steif.« Sukos legte auf.

»Was war?«

»Er hat das U-Boot gefunden.«

Captain Darring war für einen Moment irritiert. So etwas hatte er dem Geisterjäger wohl nicht zugetraut. »Wann und wo?«

»Wann, das kann ich Ihnen nicht sagen. Aber er hat mir den Ort durchgegeben. Sie liegen praktisch in der großen Themsekurve am Hampton Court Park fest.«

»Wieso fest?«

»Das Ausflugsschiff ist auf Grund gelaufen.«

»Ach.« Darrings Augen wurden groß. »Damit hätte wohl keiner rechnen können. Kennt der Kapitän den Strom nicht?«

»Das wird er schon. Nur gibt es Dinge, die auch er nicht steuern kann, wenn Sie verstehen.«

»Sicher. Wie geht es weiter?«

»Das U-Boot ist aufgetaucht, wie mir John Sinclair sagte. Anscheinend sucht van Akkeren sein Heil in der Flucht nach vorn. Wir dürfen nicht vergessen, daß sich Sir James als Geisel in seiner Hand befindet.«

Darring nickte. »Dann also müßten wir einen lautlosen Einsatz starten.«

»Ja.«

»Okay, das geht.« Er legte seine Stirn in Falten. »Ich muß nur noch telefonieren.«

Während er die Nummer eintippte, hörte er Sukos Mahnung. »Denken Sie auch daran, daß zahlreiche Unschuldige in der Nähe

lauern. Die Passagiere haben das Schiff zwar verlassen, sie halten sich aber, wie mir John Sinclair sagte, noch am Ufer auf und könnten demnach unseren Einsatz unfreiwillig behindern.«

»Ach verdammt, auch das noch.« Darring winkte ab. In den folgenden Minuten wurde er so hektisch, daß Suko es im Raum nicht mehr aushalten konnte und zu Glenda ging.

»Hat sich John gemeldet?«

»Er war es.«

»Lebt Sir James denn auch noch?«

»Das wußte John nicht. Er hat wenigstens nichts dergleichen erwähnt.«

»Mein Gott«, sagte Glenda gepreßt, senkte den Kopf und faltete die Hände.

Suko störte sie nicht...

Vincent van Akkeren zeigte also Flagge!

Die ganze Sache hatte er sich wohl anders vorgestellt und ging deshalb schon so früh aufs Ganze. Während das U-Boot auftauchte, hatte ich es nicht aus den Augen gelassen und dabei mit Suko telefoniert. Mein Partner war jetzt über wichtige Details informiert, und ich wußte, daß ich mich auf ihn verlassen konnte.

Nach dem Gespräch blieb ich auf der Brücke. Die drei Männer von der Besatzung kümmerten sich nicht um den Vorgang. Sie hatten noch genug mit sich selbst zu tun.

Ich aber machte mir meine Gedanken. Dabei wurde ich den Eindruck nicht los, daß van Akkeren genau gewußt hatte, daß ich mich auf dem Schiff befand. Dieser Mensch-Teufel mußte die Witterung und das Gespür eines Raubtieres besitzen und hatte mir wieder einmal bewiesen, wie überlegen er mir manchmal war.

Ich wandte mich dem Ausgang zu und wurde von Mr. Joon angesprochen. »Wollen Sie uns verlassen?«

Ich drehte mich wieder um.

»Aber wenn diese Teufel uns noch einmal überfallen. Das sind vielleicht mehrere.« Joon hatte Angst, verständlich.

»Ich glaube nicht daran, daß sie das Schiff noch einmal entern werden.«

»Was macht Sie so sicher?«

Mein Lächeln fiel schief aus. »Sie und ihr Chef haben es im Prinzip auf mich abgesehen.«

»Auf Sie? Dann wußten Sie, daß Sie uns alle in Gefahr...«

»Nein, Mr. Joon, ich wußte es nicht. Sonst hätte ich nicht so viele Menschen in Gefahr gebracht. Ich gebe ehrlich zu, daß ich meinen Gegner unterschätzt habe. Es wird nicht mehr vorkommen, das kann ich Ihnen in die Hand versprechen.« Bei den letzten Worten hatte ich schon die Tür der Brücke aufgezogen.

»Dann wünsche ich Ihnen viel Glück.«

»Danke, das kann ich brauchen.«

Die Kühle der Nacht umwehte mich, als ich den schützenden Raum verließ. Um das U-Boot sehen zu können, mußte ich um die Brücke herumgehen, über eine Leiter aufs Deck steigen und mich zum Bug begeben, von wo aus der Blick am besten war.

Ich ging langsam, achtete auf die Geräusche der Nacht und brauchte mich eigentlich nur mehr auf eines zu konzentrieren. Auf das Rauschen und Klatschen der Wellen. Beides entstand, als das U-Boot auftauchte. Wie ein langer Gigant aus Stahl schob sich das Boot über die Wellen. Turm und Brücke lagen frei. Sekunden später auch das Schiff in seiner gesamten Länge.

Aus der Nähe betrachtet, wirkte es nicht so elegant und fein. Es kam mir eher vor wie ein klobiger Klotz, an dem das Wasser in langen Bahnen herabbrann.

Ich kniete am Bug auf einer der Sitzbänke, hatte meinen Körper vorgebeugt und starrte in die Tiefe. Das Heck des Bootes sah ich

nicht mehr. Es verschwamm in der Dunkelheit, zudem wurde mir die Sicht auch von dem hohen Turm genommen.

So wartete ich.

Schwer, schwarz und unheimlich lag das U-Boot schräg vor mir. Vor dem Turm sah ich noch ein Luftabwehr-Schnellfeuergeschütz, um das ein Gitter gebaut worden war, das den oder die Schützen hielt. Der gesamte Bootskörper glänzte naß. Ich hielt Ausschau nach diesen Teufelsdienern, konnte sie aber nicht entdecken. Entweder hatte ich alle erledigt, oder die meisten von ihnen hielten sich noch in dem Boot versteckt.

Ein Militarist bin ich nicht. Auch kein großer Kriegswaffenkenner. Aber bei diesem U-Boot konnte ich mit Bestimmtheit behaupten, daß es nicht aus einer neuen Produktion stammte. Es mußte älter sein. Möglicherweise hatte man es während des Zweiten Weltkriegs hergestellt. Für einen Mann wie van Akkeren bedeutete es kein großes Problem, an diese gefährlichen Waffen heranzukommen. Er besaß genügend Geld und auch Beziehungen. Die an Deck stehende Schnellfeuer-Kanone gab mir das Gefühl einer Bedrohung. Ich konnte mir gut vorstellen, daß van Akkeren jemand dahinter stellte, der nicht nur auf das Schiff, sondern auch auf die Menschen am Ufer zielte.

Das Sehrohr war nicht ausgefahren worden. Dennoch rechnete ich damit, daß van Akkeren das Passagierschiff genau beobachtete und auch mich sah. Das sollte er. Ich wollte mich ihm stellen und ihn somit auch von den anderen Menschen ablenken.

Das U-Boot hatte beim Auftauchen große Wellen geworfen. Allmählich beruhigte sich das Wasser, und der schwere, stählerne Körper schaukelte nur noch leicht.

Ich konzentrierte mich voll und ganz auf das Boot. Wahrscheinlich würde ich es betreten müssen, denn ich vergaß nicht, daß mich van Akkeren mit Sir James als Geisel locken konnte.

Es war soweit.

Zunächst wurde die Luke am Turmende in die Höhe gedrückt. Sie klappte auf wie das Maul eines gefräßigen Krokodils. Ich rechnete mit van Akkeren, aber der Grusel-Star tat mir den Gefallen nicht. Zunächst schickte er seine Diener vor, die der Reihe nach aus dem Luk kletterten, über eine Außenleiter am Turm rutschten und sich auf den Bootskörper stellten.

Für mich, der ich weiter entfernt stand, lief dieser unheimlich wirkende Vorgang lautlos ab. Sie quollen hervor, trugen lange Kutten, die vom über dem Wasser wehenden Wind geschüttelt wurden und an den Rändern wie Fahnen wehten. Ich zählte nach.

Sechs Teufelsdiener waren es, die sich auf dem Stahlkörper verteilten. Einer von ihnen hielt sich in gefährlicher Nähe der Schnellfeuer-Kanone auf.

Sie standen wie eine Mauer aus der Hölle. Dämonische Wesen, die ihrem Herrn und Meister van Akkeren aufs Wort gehorchen würden. Und jetzt kam er selbst.

Er hatte sich nicht verändert. Die dunkle Gestalt schob sich schlängengleich aus der Luke, blieb für einen Moment aufrecht stehen und nahm danach den gleichen Weg wie seine Flelfen. Er hatte das Deck kaum betreten, als er sich schon in Richtung Bug orientierte. Geschmeidig schob er sich an den Aufpassern vorbei und blieb auf der äußersten Bugspitze stehen, so daß ihn der nächste Schritt in den Fluß geführt hätte.

Dort wartete er.

Er hob den Kopf etwas an und auch den linken Arm. Jetzt erst erkannte ich, daß er ein Megaphon mitgebracht hatte.

Im Gegensatz zu mir brauchte er nicht schreien, wenn er sich unterhalten wollte. Van Akkeren legte schon seinen gesamten Triumph, den er verspürte, in die ersten Worte der zynischen Begrüßung.

»Willkommen bei mir, Geisterjäger!« rief er. »Ich wußte nicht, daß du eine so große Sehnsucht nach mir hattest.«

»Es ergab sich so!« schrie ich zurück, wobei ich das Gefühl hatte, der Wind würde mir die Worte von den Lippen reißen.

»Ich kann dich schlecht verstehen. Deshalb schlage ich vor, daß du rüherkommst.«

»Und wenn nicht?«

»Kannst du deinem Chef jetzt schon ein Abschiedsgebet schicken.«

»Sir James lebt also.«

Van Akkeren lachte durch das Megaphon. »Noch, Sinclair. Noch lebt er. Jetzt kommt es auf dich an.«

»Das ist mir klar.«

»Wie lange soll ich noch warten, und wie lange willst du mit dem Leben deines Chefs spielen?«

»Ich komme.«

»Gut!«

»Soll ich schwimmen?«

»Das ist mir egal, Sinclair. Ich kann dich auch von meinen Freunden holen lassen.«

»Danke, ich verzichte.«

In den nächsten Minuten sah ich van Akkeren nicht mehr und hoffte, daß er auch die nötige Geduld aufbringen würde und nicht durchdrehte, weil ich seinen Blicken entchwunden war. Das tat ich nicht einmal freiwillig, ich wollte nur das Boot nehmen, das am Heck des Ausflugschiffes vertäut worden war.

Ich kletterte hinein, löste das Tau und nahm die Ruder. Um das große Boot führte mich der Kurs. Dabei ruderte ich mit der Strömung und so weit auf den Fluß hinaus, daß mich van Akkeren einfach sehen mußte.

Einsam kam ich mir in diesen Minuten vor. Der Grusel-Star war ein eiskalter Bluffer. Er hatte mir zwar gesagt, daß Sir James noch lebte,

so ganz traute ich ihm nicht. Der brachte es fertig und schickte auch eine Leiche als Trum pf ins Spiel.

Ich ruderte gleichmäßig. Man hatte mich gesehen. Van Akkeren lachte mich durch das Megaphon an oder aus, so genau wußte ich das nicht. Übereilen wollte ich nichts. Auf keinen Fall durfte ich mich verausgab en, die nächsten Minuten würden noch hart genug werden, da war ich mir verdammt sicher.

Gegenwellen trafen den Bootskörper und schüttelten auch mich mit durch. Vom Ufer aus beobachtete man mich. Diese Zuschauer gefielen mir überhaupt nicht. Hoffentlich vergaß Suko nicht, sie in seinem Plan zu berücksichtigen.

Auf ihn und Captain Darring setzte ich meine Hoffnung. Sie waren beide gute Strategen, die eine Lage auch einschätzen und überblicken konnten.

Ich näherte mich meinem Ziel. Jetzt kam mir das Boot vor wie ein gewaltiger schwarzer Fisch aus dunkler Tiefe, der nur darauf wartete, die Kleinen verschlingen zu können.

Van Akkeren hatte sich so gedreht, daß er mich anschauen konnte. Hinter ihm standen die Teuflischen, wie an der Perlenschnur aufgereiht. Nur einer hatte seine Haltung etwas verändert. Er zielte mit der Kanone auf mich, und mein Magen klumpte zusammen, als ich das sah. Meine Gegner schwankten im Rhythmus der gegen das Boot anrollenden Wellen, aber niemand rutschte auf dem nassen Deck aus. Sie wirkten wie angeleimt.

Ich gab dem Kahn durch einen Ruderschlag einen leichten Rechtsdrall, der ihn gegen den stählernen Leib trieb. Dort rieb er entlang, und ich schaffte es, mich an einem Querstab der niedrigen Reling festzuhalten.

»Steig um, Sinclair!« Van Akkeren sprach ohne Megaphon. Er hielt es aber nach wie vor in der Hand.

Ich zog mich an Deck. Heranleckende Wellen bescherten mir nasse

Füße, dann stand ich schräg vor van Akkeren. Ich hätte ihn jetzt packen können, aber ich brauchte nur das Grinsen auf seinem Gesicht zu sehen, um meinen Plan nicht in die Tat umzusetzen.

»Hüte dich, Sinclair«, sagte er leise, als hätte er meine Gedanken geahnt. »Ich habe ihn.«

»Das weiß ich. Tot oder lebendig?«

»So weit geht unsere Freundschaft nicht, daß ich dir dies auch noch verrate. Moment noch, ich werde mich dir gleich widmen.« Er drehte kurz seinen Kopf und schaute den Teuflischen an, der an der Kanone stand. Das Wesen reagierte wie ein Automat. Es bewegte die Schnellfeuer-Kanone und zielte damit schräg auf das Wasser.

»Er war früher Schütze!« klärte mich van Akkeren auf. Da wummerte die Kanone schon los. Die Echos hallten über den Fluß. So laut, daß die anderen Geräusche, wie das Zersplittern des Bootes darin untergingen.

Ich sah die Fetzen fliegen. Sie wirbelten hoch und klatschten wieder ins Wasser, wo sie von der Strömung gepackt und mitgetrieben wurden.

»So, das hätten wir«, sagte van Akkeren.

»Und jetzt?« fragte ich.

»Befindest du dich in meiner Hand!«

»Das habe ich bemerkt!«

»Nichts anderes wollte ich.«

»Ach, tatsächlich? Wie war das mit der Nachricht, die du uns hast zukommen lassen. Wolltest du nicht Abbé Bloch in deine Gewalt bekommen?«

Sein Lächeln wurde zynisch. »Das habe ich dir gesagt. Schließlich brauchte ich einen Aufhänger. Mir war allerdings klar, daß du es in der Kürze der Zeit nicht schaffen würdest. Ich habe richtig kalkuliert, und auch bei deinem Chef. Als er sah, daß plötzlich ein U-Boot aus dem Wasser der Themse erschien, war er nicht mehr zu halten. Da

mußte er einfach nachschauen. Für uns war der Rest ein Kinderspiel.«

»Gut, du hast ihn, du hast mich. Wie soll es jetzt weitergehen?«

»Mein Plan ist erreicht. Zwei mächtige Feinde auf einmal auszuschalten, das schafft nicht jeder. Dir ist klar, daß du lebend nicht mehr wegkommst. Ich werde dich ertränken, Sinclair. Deinen Chef habe ich an ein Torpedorohr gebunden. Wenn ich die Zigarre auf die Reise schicke, wird Powell durch die Wucht zerfetzt.«

Mein Blick vereiste. Ich schaute van Akkeren so hart an, daß er fast erschrak, aber er hatte sich sehr schnell wieder gefangen. »Okay, Sinclair, du wirst jetzt einsteigen.«

»Und dann?«

Er schaute auf die Uhr. »Bereite ich deinen und Sir James' Tod vor. Es wird ungefähr noch eine Viertelstunde dauern.«

Ich nickte und sagte: »Eine Frage hätte ich noch.«

»Bitte.«

»Woher wußtest du, daß ich mich auf diesem Schiff befand?«

Er lachte. »Ich kann mir vorstellen, daß du darüber nachgedacht hast. Die Lösung ist einfach. Du trägst etwas bei dir, daß dich verrät.«

»Das Kreuz?«

»Genau. Es kann für dich Fluch und Segen sein. In diesem Falle wurde es zu einem Fluch. Ich spürte die Strahlung, so wie der Teufel sie auch spürt, wenn er sich dir nähert. Weißt du nun Bescheid?«

»Ja.«

»Dann komm mit.«

Auf diesen letzten Befehl hatte ich quasi gewartet. Wenn ich jetzt mit van Akkeren im Bauch des U-Bootes verschwand und seine Helfer die Luke hinter mir schlossen, waren die Chancen für eine Befreiung noch geringer. Auch von Suko konnte ich nicht viel erwarten. Von ihm und dem Einsatzkommando war weder etwas zu

hören noch zu sehen.

»Du willst nicht?« Van Akkeren hatte einen drohenden Klang in die beiden Worte gelegt. »Ich wußte nicht, daß dir das Leben deines Chefs so wenig wert ist. Dir bleibt nichts anderes übrig, als mir und meinen Freunden zu folgen. Ich lasse dir sogar deine Waffen, so sicher bin ich meiner Sache.« Er deutete auf mich. »Wenn du sie einsetzen willst, werden sie zu einem Bumerang.«

Van Akkeren erklärte nicht mehr weiter, was er damit meinte. Er konnte recht haben, er konnte aber auch bluffen. Mich auf das eine oder andere festzulegen, war mir einfach zu risikoreich.

Der Grusel-Star drehte sich um, mir den Rücken zu und ging den Weg zurück, den er auch gekommen war. Da die Teuflischen keine Anstalten trafen, ihm zu folgen, sah ich mich veranlaßt, ihm nachzugehen. Wieder schritt ich an der Reihe entlang. Mit der linken Seite schabte ich an der Reling entlang, und ich dachte daran, daß sich nichts, aber auch gar nichts geändert hatte.

Vor mir befand sich jetzt der Zombie, der die Kanone besetzt hielt. Er schwenkte sie, so daß die Mündung meinen Weg stets begleitete. Van Akkeren befand sich schon am Turm und kletterte an seiner Außenseite hoch. Ich benötigte noch einen Schritt, um die Gestalt an der Kanone zu passieren. Schnell schaute ich zu van Akkeren hin. Er hielt sich etwa auf der Mitte der Leiter auf, ging nicht mehr weiter, sondern drehte sich um. Für einen Moment verschärfte sich der Ausdruck auf seinem Gesicht. Ich sah die Konzentration und den rötlichen Schimmer in seinem Inneren. Da stimmte etwas nicht!

Ich schaute nach rechts.

Es war eine Idee, ein Wahnsinnsgedanke, aber er ließ mich einfach nicht los.

Van Akkeren hatte mich reingelegt. Er wollte mich hier auf dem Boot zerschießen. Deshalb hatte ich auch meine Waffen behalten können. Ich dankte meinem sechsten Sinn für diese Warnung und

zögerte nicht einen Lidschlag länger.

Mit einem Satz warf ich mich zur Seite, weg aus dem Zielbereich der Mündung.

Der Teuflische schoß!

In meiner unmittelbaren Nähe schien der Weltuntergang stattzufinden, so laut klang das peitschende Donnern der Kanone. Das Geschoß jagte aus dem Lauf, aus dem Augenwinkel entdeckte ich noch einen blaßroten Feuerstrahl, rutschte auf dem glatten Deck aus, fiel aber zum Glück gegen den Zombie und wuchtete ihn zur Seite.

Der Ring hielt ihn, so daß er in meiner Nähe blieb. Ich machte kurzen Prozeß. Bevor ich noch die Waffe hervorriß, packte ich mit beiden Händen zu, überraschte ihn damit und hob ihn in die Höhe. Plötzlich zappelte die untote Gestalt in meinem Griff. Im nächsten Augenblick hatte ich sie schon über den King und auch über die Reling gewuchtet, so daß er klatschend in den Wellen landete. Van Akkeren tobte. In die Reihe seiner Diener geriet Bewegung, sie wollten mich direkt angreifen.

Ich stand an der Kanone und setzte sie ein.

Zum zweitenmal hörte ich das Wummern. Den Körper hatte ich zurückgebeugt, die Augen halb geschlossen und den langen Lauf so gesenkt, daß die Kugel treffen mußte.

Wie Puppen flogen die untoten Wesen durcheinander. Sie kippten von Deck, als wäre ein Windstoß zwischen sie gefahren. Vom Ufer hörte ich die Rufe der Zuschauer, die sich vorkommen mußten wie in einem Action-Film.

Ich schoß wieder.

Diesmal verfehlte ich, denn auch die Teuflischen besaßen eine gewisse Schläue. Sie hatten sich geduckt und sich dabei in den toten Winkel begeben, so daß die Kugeln über sie hinwegpfiffen. Erst jetzt

stellte ich fest, daß die Mündung Salven abgab.

Ich ließ die Kanone los, als wäre sie heiß geworden. Die beiden Teuflischen griffen nach mir. Weiter zurück konnte ich nicht, weil mich der Halterung behinderte.

Ich zog die Beretta.

Als jemand nach meiner rechten Hand schlug, war ich schneller. Die Kugel fuhr dem Teuflischen dicht unter dem Hals in die Brust. Er sackte zu Boden und blieb unter dem Kanonenrohr bewegungslos liegen. Dem zweiten stieß ich die Faust ins Gesicht. Der Treffer schmetterte ihn bis zur Reling zurück, die ihn auffing. Ich bekam Zeit, meinen Platz zu verlassen.

Als der Zombie kam, lief er in meine Kugel. Sie kreuzte praktisch seinen Weg, stieß ihn um, und auf der rutschigen Deckplatte glitt er unter dem Gitter hinweg in den Fluß.

Das hatte ich geschafft!

Und van Akkeren?

Er war noch nicht durch die Luke gestiegen. Im offenen Turm hockte er. Sein Gesicht hatte sich verändert. Der rote Höllenschein unterlegte es, und so flammend starrte er mich an, als ich die Waffe abermals hob und schoß. Van Akkeren hatte gute Reflexe. Als ich abdrückte, duckte er sich und war verschwunden.

Ich dachte an Sir James. Wenn van Akkeren es schaffte, die Luke zu schließen und mit dem Boot zu tauchen, war der Superintendent verloren. Mit gewaltigen Sätzen hetzte ich auf die äußere Turmleiter zu, prallte dagegen und kletterte schon in der gleichen Sekunde hoch. Ich mußte ihn kriegen.

Seine Befehle und Schreie hörte ich noch. Ein Zeichen, daß er die Turmluke noch nicht geschlossen hatte. Das geschah, als ich die letzte Sprosse erreicht hatte.

Ich handelte automatisch, denn ich brauchte einen Gegenstand, den ich zwischen Deckel und Rand klemmen konnte.

Sicherheitshalber hatte ich meinen Bumerang mitgenommen, und als der Deckel fiel, kantete ich die silberne Banane und legte sie auf den Rand, so daß der Lukendeckel nicht geschlossen werden konnte, sosehr van Akkeren auch fluchte.

Jetzt konnte er nicht tauchen. Es sei denn, er ließ das Boot voll Wasser laufen.

Sekundenlang geschah nichts. Nur aus dem Innern des Bootes vernahm ich ein Poltern, was immer es auch bedeuten mochte. Vielleicht hetzte er schon weiter.

Jetzt versuchte ich, den Deckel von außen zu öffnen. Ich klemmte meinen linken Ellbogen in den Zwischenraum und drückte. Er sprang förmlich in die Höhe.

Ich wußte nicht, ob van Akkeren bewaffnet war und mich mit einem Kugelhagel empfangen würde, deshalb war ich vorsichtig und kletterte noch nicht weiter.

Er selbst kam nicht. Auch keine Kugeln. Dafür schickte er seine Diener. Die beiden Teuflischen wollten mir ihre Finger ins Gesicht graben. Ich aber nahm den Kopf zur Seite, packte den ersten, zog ihn hoch und schleuderte ihn an mir vorbei. Unter mir landete er krachend auf Deck. Der zweite tauchte wieder unter. Damit deckte er mich praktisch gegen aus der Tiefe hochfliegende Kugeln, so konnte ich es riskieren und ebenfalls über den Rand klettern.

In U-Booten bin ich zwar noch nicht oft gewesen, aber ich kenne diese Stangen, an denen sich die Soldaten bei Feindsicht herunterschwingen, damit schnell getaucht werden kann.

Ich hatte die silberne Banane noch soeben wegstekken können. Dann mußte ich mit beiden Händen zugreifen, bekam die Stange auch zu packen und spürte an meinen Handflächen den Schweiß und die Glätte des Rohrs. Viel schneller als gewollt, jagte ich in die Tiefe. Van Akkerens Diener war gesprungen. Er richtete sich soeben wieder auf, als ich in seinem Nacken landete.

Mein Gewicht preßte ihn wieder gegen die Erde. Damit war er nicht erledigt.

Das schaffte ich mit einer Silberkugel. Ein rascher Blick in die Höhe zeigte mir, daß die Luke zugefallen war. Eigentlich waren wir tauchbereit, doch ich war allein in der Zentrale. Um meine Lippen huschte ein hartes Lächeln, als ich die Beretta nachlud.

Ich nahm auch das Kreuz und hängte es gut sichtbar vor meine Brust. Wenn es nach mir ging, würde das Boot nicht mehr verschwinden. Wo befand sich van Akkeren? Wo steckte Sir James, wenn er noch lebte? Und wie viele der Teuflischen befanden sich nach wie vor noch auf dem Boot?

Im Augenblick sah ich keine. Die Beleuchtung war den Umständen entsprechend. Jemand, der sich hier unten auskannte, fand sich zurecht. Ich weniger, holte deshalb meine kleine Leuchte mit der Halogenkraft hervor und strahlte um mich.

Es hielt sich tatsächlich niemand in der Nähe auf. Schräg vor mir sah ich einen offenen Durchgang, der tiefer in den Bauch des Bootes hineinführte. Das mußte van Akkerens Weg gewesen sein. Ich rief mir seine Worte wieder zurück ins Gedächtnis. Er hatte Sir James an ein Torpedorohr gebunden. Soviel mir bekannt war, befanden sich die Torpedokammern am Bug eines U-Boots.

Das war der Weg!

Daß er mit bösen Überraschungen gespickt war, davon ging ich aus, als ich mich in Bewegung setzte, den Kopf einzog und durch das offene Luk schritt.

Dahinter wurde es eng. Wenige Schritte später hielt mich eine weitere Tür auf. Ich gab nicht acht und stieß mit dem Kopf gegen die unter der Decke entlanglaufenden Rohre. An den Wänden brannten grau wirkende Lampen. Sie gaben ein Licht ab, das manchmal mehr Schatten als Helligkeit besaß.

Mit der Linken öffnete ich die Tür. In der Rechten hielt ich die

Beretta - und schaute in einen leeren Raum. Ich sah mehrere Pritschen, allerdings zu wenig, als daß die Besatzung hier hätte schlafen können. Wahrscheinlich hatten hier die Offiziere geruht. Zwei Sekunden später lernte ich die Akustik eines U-Bootes kennen. Die scharfe, wütend klingende Stimme schien aus zahlreichen Löchern und Öffnungen zu dringen, und schon beim ersten Wort hatte ich van Akkerens Organ erkannt.

»Keinen Schritt weiter, Sinclair, sonst ist dein Chef zerfetzt!«

Sie hatten Hubschrauber genommen, die kleinen, schnellen, wirbelnden Libellen. Darring hatte seine besten Leute eingespannt, wie er sagte. Sie waren auf drei Maschinen verteilt, als sie in Richtung Osten flogen. Die Männer waren schwer bewaffnet. Suko hatte ihnen noch einmal erklärt, wie sie vorzugehen hatten und daß nichts überstürzt werden dürfte, weil sich Unschuldige in der Nähe aufhielten. An die Teuflischen hatten die Männer nicht so recht glauben wollen. Suko schärfte ihnen auch höchste Wachsamkeit ein.

Sie flogen natürlich nicht bis zum Zielort. Auf einem freien Feld nahe der Ortschaft Teddington standen die entsprechenden Fahrzeuge schon bereit.

Als die drei Hubschrauber zur Landung ansetzten und wie stählerne Insekten aus dem dunklen Himmel fielen, sahen die Männer an der linken Seite schon das Bleiband der Themse schimmern. Der Landeplatz war auch nicht weit von der Kingston Bridge entfernt. Fahrer standen neben den Wagen und gaben mit starken Stablampen entsprechende Zeichen.

Dem Inspektor war dieser Großeinsatz gar nicht recht. Viel lieber wäre er allein losgezogen, aber Darring hatte sich nun einmal reingehängt und konnte nicht mehr rausgeboxt werden.

Die Hubschrauber waren in einer dreieckigen Formation geflogen. Darring und Suko saßen im ersten, dessen Landekufen auch zuerst

Kontakt mit dem weichen Grasboden hatten.

Die Rotorblätter drehten sich noch, als die vier Männer bereits geduckt aus der Maschine sprangen und zum ersten der Jeeps liefen. Ein Fahrer stand bereit, grüßte, und Darring scheuchte den Mann hinter das Lenkrad.

Mit seinen Leuten stand er durch Walkie-talkies in Verbindung. Während sie über die Kingston Bridge rollten, sprachen sie noch einmal den vor ihnen liegenden Einsatz durch.

Von der Brücke aus ging es rechts ab über Nebenstraßen bis zur breiten Portsmouth Road, die in einer sehr weit gezogenen Kurve genau dem Themsebogen folgt und dabei sehr dicht am Fluß entlangführt. In dieser Gegend war der Verkehr um die nächtliche Zeit eingeschlafen. Wer hier wohnte, lag früh im Bett. So konnten die Fahrer aufdrehen. Suko saß im Fond. Immer wieder glitt sein Blick über das Wasser. Erkannteden genauen Standort der beiden Boote nicht und mußte sich auf seine Augen verlassen.

Neben ihnen schäumte die Themse. Ein Damm schützte die Straße an manchen Stellen vor Überschwemmungen.

Suko war es auch, der als erster die Lichter über der dunklen Flußfläche schimmern sah.

»Das muß das Ausflugsboot sein!« rief er nach vorn. Darring nickte.

»Schon erkannt!« meldete er. »Wie weit wollen Sie ran?«

»So weit wie möglich.«

»Denken Sie an die Geisel und daran, was ich Ihnen über van Akkeren berichtet habe.«

»Keine Sorge, das packen wir schon.«

Für Sukos Geschmack ging der Einsatz zu lässig an. Sie hatten es hier nicht mit normalen Killern oder Banditen zu tun, sondern mit Wesen, die von Schwarzer Magie beherrscht wurden, und die reagierten natürlich anders.

Zum Fluß hin führte kein Pfad. Wohl aber von der Themse weg, in die Ortschaft hinein.

Auch in dieser Gegend waren Teiche und Wasser-Reservoire angelegt worden. Die Straße führte dann vom Fluß weg, so daß die Becken zwischen Fluß und Fahrbahn lagen.

So weit brauchten sie nicht. Schon bald kamen ihnen die ersten Menschen entgegen. Wahrscheinlich Passagiere, die sich auf die Straße stellten und winkten.

Der Fahrer drückte das Bremspedal tief nach unten. Der Wagen schleuderte ein wenig, die Reifen jaulten eine schrille Musik, und in den Strahlen der sich ebenfalls bewegenden Scheinwerfer schienen die sich auf der Straße befindlichen Menschen zu tanzen.

Auch die drei Wagen hinter dem ersten hatten gestoppt. Wieder sprang Darring aus dem Jeep. Als er vor den Leuten erschien, erschraken diese und wollten weg.

»Bleiben Sie!« Darring hielt einen zurück und stellte seine Fragen. Suko kannte den Mann, er arbeitete am Empfarig. Der Inspektor ging näher und schob Darring weg.

»Lassen Sie mich mal.«

»Inspektor.« Wie der Mann dies sagte, klang es schon erlösend.
»Was ist überhaupt los?«

»Das will ich von Ihnen wissen. Bitte, berichten Sie!«

Suko und die Männer der Sondertruppe bekamen einen guten Bericht von den Vorfällen. Sie erfuhren auch, daß das U-Boot noch nicht wieder getaucht war und sich John Sinclair an Bord befand. Das hatte der Mann noch gesehen, bevor er zur Straße lief.

»Noch was?« fragte Suko.

Da hörten sie die Schüsse.

»Das ist eine Schnellfeuer-Kanone«, rief Darring. Er gab einige Zeichen, und seine Männer, ein gut aufeinander eingespieltes Team, waren im Nu verschwunden.

Auch Suko hielt nichts auf der Straße. Er jedoch schlug sich in die Büsche und huschte auf direktem Weg zum Ufer. Wahrscheinlich war er auch der erste, der den dichten Grüngürtel erreichte, ihn durchbrach, das Schiff liegen sah, die Passagiere entdeckte und dann mit seinem Blick das U-Boot erfaßte.

Es lag wie ein stählerner dunkler Pfeil auf dem Wasser und schwang leicht im Rythmus der Wellen.

An Deck sah Suko seinen Freund John Sinclair, der es mit einigen Gestalten aufnahm und dann auf den Turm zurannnte, wo van Akkeren durch die Luke im Bauch des Schiffes verschwinden wollte. Suko hatte keine Zeit. Er wußte, daß die anderen Schlauchboote mitführten, um an ein Ziel heranzurudern.

Der Inspektor verließ sich auf seine eigenen Kräfte. Vor sich sah er einen dieser langen Wellenbrecher in den Fluß hineinragen, der nur bei Niedrig- und Normalwasser sichtbar war. Bis zur Spitze lief der Chinese ihn entlang, stieß sich dann ab und hechtete kopfüber in den Fluß und auch in voller Montur.

Das Wasser war schon verdammt kalt. Es raubte die Luft und legte sich wie eine Klammer um die Brust.

Suko tauchte unter. Seine Kleidung, vollgesaugt, wurde schwer. Zudem hatte er mit der Strömung zu kämpfen, die ihn mitriß. Suko gab nicht auf. Er kam wieder hoch und wühlte sich förmlich mit langgezogenen Kraulbewegungen voran, sich dabei von einer Seite auf die andere werfend, immer wieder Luft schnappend.

Dennoch drang Themewasser in seinen Mund. Er hustete und spie, schwamm an dem Passagierschiff vorbei und änderte seinen Kurs, um das U-Boot ansteuern zu können.

Wellen überspülten ihn, kamen von der Seite, wollten ihn wegschieben, aber Suko machte weiter.

Ein paarmal wuchtete er seinen Oberkörper regelrecht aus dem Wasser, um sich zu orientieren.

Er sah das Boot und entdeckte auch die beiden Teufelsdiener, die aus dem Wasser auf das flache Deck des Boots kletterten. Als sie endlich Halt gefunden hatten, lief einer der beiden torkelnd auf die Schnellfeuerkanone zu.

Suko schwamm noch schneller. Es waren nur mehr ein paar Yard, die er zurückzulegen hatte, aber er war von dem zweiten Zombie entdeckt worden, der ihn am Bordrand stehend erwartete.

Suko nahm den Kampf an. Eine Welle packte ihn und trieb ihn glücklicherweise direkt auf das Boot zu.

Sein Kopf befand sich über Wasser. Aus der Ferne vernahm er eine Megaphonstimme. Die Worte galten ihm. Darring schrie ihn an, sich zurückzuziehen, weil er und seine Männer freie Schußbahn brauchten. Suko dachte nicht daran, dieser Aufforderung nachzukommen. Er hatte das Spiel einmal begonnen und wollte es auch durchziehen. Suko war immer ein Einzelgängergewesen, es sei denn, er arbeitete mit seinem Freund John Sinclair zusammen.

Der Teuflische stand auf dem schmalen Deck. Wasser gurgelte um seine Füße. Er hatte beide Hände hoch über den Kopf gehoben und wollte Suko die Fäuste auf den Schädel hämmern.

Der Chinese war schneller. Mit einem blitzschnellen Griff umklammerte er die Knöchel des Monstrums, zog die Gestalt auf sich zu und sah auch, wie sie kippte.

Er hörte das Klatschen noch, mit dem der Teuflische im Fluß verschwand.

Der zweite stand schon an dieser verdammten Kanone, und es sah ganz so aus, als könnte er das Ding auch bedienen. Jedenfalls schwenkte er das Rohr herum.

Suko holte die Beretta hervor.

Als er schoß, bäumte sich der Teuflische auf. Er kam nicht mehr dazu, abzudrücken. Sein Oberkörper schwankte, dann fiel er nach vorn und blieb starr über der Kanone liegen.

Das war's zunächst einmal.

Der Inspektor drehte sich um.

Er sah die Gruppe der Spezialisten. Sie saßen in Schlauchbooten und sahen richtig gefährlich aus.

Suko winkte ihnen zu, ging auf den Turm zu und entdeckte den zweiten Teuflischen, den er eigentlich flußabwärts vermutet hätte. Die Gestalt war dabei, wieder an Deck zu klettern.

Suko ließ ihn kommen. Diesmal schoß er nicht. Dafür zog er die Dämonenpeitsche, ließ sie einmal kreisen, so daß die drei Riemen hervorrutschen konnten.

Der Teufelsdiener schien eine Automatik in seinem Innern zu haben. Er gab nicht auf, und als er an Deck kletterte, hatte Suko schon ausgeholt. Im richtigen Moment schlug er zu.

Der Untote bekam alle drei Riemen voll mit. Für den Bruchteil einer Sekunde sah sein Körper so aus, als hätte er ein Streifenmuster bekommen. Aber ein Muster, das sich tiefer einbrannte, die Kutte auch noch gezeichnet hatte, die plötzlich anfing zu qualmen. Es sah so aus, als wollte sich die Gestalt auf die Zehenspitzen stellen. Ihre Hände hatte sie bereits um den Handlauf der Reling geklammert, aber die Kraft war aus dem Körper gewichen. Vor Sukos Augen fiel der Teuflische zusammen, und die Reste kippten nach hinten weg, um endlich von der Strömung mitgenommen zu werden.

Damit hatte Suko freie Bahn.

Darring und seine Leute waren auch da. Im ersten Schlauchboot hockte der Captain. Er war sauer auf den Inspektor und gab dies zum Ausdruck, als der Wulst des Bootes gegen das U-Boot stieß und Darri ng an Deck kletterte.

»Ich hasse Alleingänge, Inspektor!«

»Sie vielleicht, ich aber nicht!«

»Was haben Sie erreicht?«

»Konnten Sie das nicht sehen?«

Darring nickte. »Aber wo sind diese Leute?«

Suko grinste. »Leute, Captain? Das waren keine Leute, das waren lebende Tote, Zombies...«

»Sie sind verrückt!«

»Ja, da haben Sie recht. Ich hätte einen Schreibtischjob annehmen sollen. Verlassen Sie sich darauf, Captain, es waren Zombies, vom Teufel Gezeichnete.«

»Und Sir James?«

Suko hob die Schultern. »Ich bin mir natürlich nicht hundertprozentig sicher, doch wenn mich nicht alles täuscht, befindet er sich im Bauch des Bootes.«

»Sinclair auch?«

»Ich gehe davon aus.«

Der Captain drehte sich um. Seine Leute kletterten ebenfalls auf das Boot. »Entern!«

»Warten Sie«, sagte Suko. »Lassen Sie uns nachschauen, ob wir das Turmluk öffnen können.«

»Okay.« Darring blieb an Sukos Seite, als sie an der Außenleiter des Turms hochkletterten.

Die Luke war geschlossen, und es sah auch nicht so aus, als wäre sie von außen zu öffnen.

»Das habe ich mir fast gedacht«, sagte Suko. »Verdammtd, wie kommen wir rein?«

»Sprengen!«

Der Chinese schaute Darring an. »Haben Sie die Geisel vergessen, Captain?«

»Nein, das nicht, aber...«

»Wir werden warten, Sir!« erklärte Suko. »Vielleicht schafft es mein Kollege Sinclair.«

»Einer allein?«

»Ja. Manchmal ist es besser, glauben Sie mir. Und es wäre nicht

das erste Mal, daß sich John auf eigene Faust durchgesetzt hätte...«

Bluffste van Akkeren, oder befand er sich tatsächlich bei Sir James? Wenn ja, konnte der Torpedo überhaupt von dort gelenkt werden, oder befand sich die Steuerung nicht in der Zentrale? »He, antworte, Sinclair!«

Die Akustik des U-Bootes war so, daß jemand, wenn er irgendwo stand und sprach, auch an jeder Stelle und im letzten Winkel des Bootes gehört wurde.

Dieses Phänomen erlebte ich jetzt, doch ich hütete mich, eine Antwort zu geben.

Dafür vernahm ich von draußen ein dumpfes Geräusch, das sich anhörte wie ein Schuß. Darauf konnte ich keine Rücksicht nehmen, ich wollte van Akkeren.

Leider ist ein U-Boot keine Wohnung. Es gibt einfach zu viele Gänge und Öffnungen sowie Schotts und andere Dinge. Ich war im Offizierswohnraum gelandet, wußte aber nicht, was als nächste Überraschung auf mich wartete.

Der Durchgang stand offen. Wieder mußte ich den Kopf einziehen und betrat eine kleinere Kammer, in der ebenfalls einige Pritschen zu sehen waren. Hier hatten bestimmt die Unteroffiziere gewohnt, dann war es zu den Mannschaftsunterkünften bestimmt nicht mehr weit. Bevor ich dorthin gelangte, sah ich ein offenes Schott. Fast wäre ich noch hineingetreten und in den Bauch des Bootes gefallen. Im letzten Augenblick konnte ich stoppen.

»Sinclair!«

Plötzlich hallte die Stimme so laut, daß ich zusammenzuckte. Der Rufer schien sich dicht vor mir zu befinden. Da dies nicht möglich war, mußte er unter mir stecken.

Noch einmal dachte ich nach, während van Akkeren tobte und mich beschimpfte. Die Torpedoräume auf den U-Booten lagen tief und in

Bugnähe. Und wahrscheinlich war dieser Schacht der Einstieg oder Zugang zu den Räumen.

Über mir brannte eine trübe Birne, abgedeckt durch eine Blechverkleidung. Im etwas grau wirkenden Licht erkannte ich den Beginn einer Treppe oder Leiter.

Ich ging in die Knie. Nur keine überflüssigen Geräusche, sonst wußte van Akkeren sofort, wo ich mich aufhielt. Er hatte eine Redepause eingelegt, die er jetzt unterbrach. »Glaube nur nicht, daß ich nicht weiß, wo du dich aufhältst, Sinclair. Du wirst jetzt kommen wollen, um deinen Chef zu befreien, aber das wird dir nicht gelingen. Denk immer daran, daß sich dieses Boot unter dem Einfluß des Teufels befindet. Denke immer daran, mein Lieber.«

Die Bemerkung hätte er sich sparen können. Ich wußte es sowieso. Es ist nicht einfach, lautlos über eine Eisentreppe zu gehen. Ich versuchte es trotzdem.

Zum Glück befanden sich Gummisohlen unter meinen Schuhen, und mir war überhaupt nicht wohl, als ich in den Schacht hineinkletterte. Die Gänsehaut blieb auf dem Rücken, ich rechnete auch damit, von van Akkeren erwartet zu werden, denn böse Überraschungen standen immer auf seinem Plan. Um so mehr wunderte es mich, daß ich die Leiter unangefochten hinter mich bringen konnte.

Ich stand im Torpedoraum, einem stockdunklen Verlies. Die großen Torpedorohre, in denen die Zigarren steckten, sahen am Beginn des Schachts noch aus wie lange Schatten. Ein Stück weiter verschmolzen sie dann mit der Dunkelheit.

Es war nicht still hier unten. Geräusche gab es immer. Wasser klatschte auch von außen gegen die eiserne Haut des Schiffes. Es bewegte sich auch auf den Wellen. An den Rhythmus hatte ich mich inzwischen gewöhnt. Manchmal schabte auch etwas über den Boden, knarrte irgendwo ein Blech oder Gestänge.

Es roch nach Rost, nach Eisen und auch nach altem Öl, wie ich

herausfand.

Nur van Akkeren sah ich nicht und auch keinen seiner Diener. Meine Gedanken drehten sich um Sir James. Steckte er tatsächlich in diesem Schacht, und hing er dabei vor einem Torpedorohr?

Allein die Vorstellung daran trieb mir den Schweiß auf die Stirn. Ich konnte auch nicht nach ihm rufen, so schlich ich weiter und hoffte, daß ich noch nicht gehört worden war.

Ein Irrtum.

Jetzt klang die Stimme flüsternd und gleichzeitig triumphierend.

»Sinclair, du bist da. Ja, du bist da. Ich habe dich erwartet und werde dich fertigmachen...«

Ich blieb stehen. Es war nicht herauszufinden gewesen, aus welcher Richtung die Stimme geklungen war. Sie hatte mit ihrem Flüstern den gesamten Raum erfüllt.

Zum erstenmal gab ich eine Antwort, darauf hoffend, daß van Akkeren auch nicht herausfinden konnte, wo ich stand. »Ja, ich bin gekommen. Du hast es doch so gewollt.«

Er kicherte. »Sicher, Sinclair. In meinem Reich hältst du dich auf. Hier bestimme ich!«

»Wo ist Sir James?«

Er lachte diesmal gurrend. »Nicht weit von dir entfernt. Leider kannst du in der Dunkelheit nichts sehen, Sinclair. Taste dich heran, du wirst ihn finden.«

Ich war weitergegangen. Da sich van Akkeren hier unten auskannte, besaß er alle Vorteile.

Plötzlich hörte ich ein Geräusch. Es war ein Rascheln oder Schaben, als würde Stoff über Stoff bewegt. Mir fielen sofort die Teufelsdiener ein und auch ihre langen Kutten. Bestimmt konnten sie sich darin nicht lautlos bewegen.

Standen sie in meiner Nähe?

Ich hielt den Atem an. Mit der linken Hand tastete ich mich vor und

mit der rechten holte ich die kleine Lampe hervor. Ich wollte es einfach riskieren. Mit dem Lichtstrahl überraschte ich auch die Teufelsdiener. Mein Arm war etwas erhoben, so daß die helle Lanze schräg in die Höhe stach und das Gesicht aus der Finsternis riß. Eine dreieckige Fratze. Graublau, mit kalten Augen. Der Teuflische stand fast in Schlagweite vor mir. Er hatte auch vor, mich zu treffen, denn er hielt bereits einen schweren, rostigen Schraubenschlüssel in der Hand, den er genau in dem Augenblick nach unten wuchtete, als ich die Lampe wieder ausknipste.

Dabei warf ich mich nach rechts, hörte ein ratschendes und metallen klingendes Geräusch, als der schwere Schraubenschlüssel am Torpedorohr entlangrutschte.

Einen Moment später zitterte der Raum unter einem gellenden Schrei der Wut.

Da hatte ich reagiert und dem Gegner mein Kreuz zusammen mit der Faust in den Leib gerammt.

Die Macht des Kreuzes war so stark, daß die Gestalt unter der Kutte blaß aufflammte, bevor sie zusammenfiel. Wie auf einem Bildschirm hatte ich für einen Moment die schrecklichen Knochen erkennen können, dann war es vorbei.

Den Schraubenschlüssel hob ich auf und schleuderte ihn weit von mir. Mit einem hallenden Laut fiel er irgendwo gegen, bevor er auf dem Boden liegenblieb.

Damit hatte ich leider auch nichts erreicht, denn van Akkeren ließ sich nicht aus der Reserve locken.

Ich nutzte die Chance und lief weiter. Meiner Ansicht nach konnte es nicht mehr weit sein, bis ich Sir James fand. Und mir kam eine Idee. Ich wollte nicht mehr normal weiterlaufen, sondern es auf eine raffinierte Art und Weise versuchen. Deshalb kletterte ich auf das lange Torpedorohr und rutschte dort weiter.

Nicht nur ein Rohr befand sich in der Kammer. Durch Tasten bekam

ich heraus, daß es drei waren. Und die konnten nacheinander geladen werden. Das U-Boot besaß eine ziemlich große Feuerkraft. Mein Plan war gut gewesen. Ich spürte, daß neben mir jemand vorbeistrich, packte zu, hörte ein Gurgeln und sah wieder das Leuchten, als ich das Kreuz einsetzte.

Ich hatte einen der Teufelsdiener vernichtet.

Im gleichen Augenblick wurde es heller.

Über mir, an der schmutzigen und ölichen Decke brannten plötzlich die Lampen. Ich hockte und lag auf dem Rohr. Mein Blick fiel nach vorn. Wo sich die Ausschußöffnung befand, stand er.

Van Akkeren war sich seiner Sache sehr sicher, denn Sir James, seine Geisel, war tatsächlich vor die Mündung des Torpedorohrs gebunden worden und rührte sich nicht.

Er sah aus, als wäre er bereits gestorben!

Mich durchfuhr der heiße Schreck, als ich dies erkannte. Auch van Akkeren mußte von meinem Gefühl etwas bemerkt haben, denn er begann zu lachen und sprach mich gleichzeitig an. »So sehen wir uns wieder, Sinclair, und ich habe noch immer den Trumpf in der Hand. Du bist zu mir gekommen, das wollte ich. Wir beide sind hier, und meine Diener hielten sich bewußt zurück. Einige von ihnen befinden sich in der Zentrale. Hast du schon erlebt, wie es ist, wenn ein U-Boot taucht?«

»Nein.«

»Dann wirst du es gleich mitbekommen. Während wir hier reden, bereiten andere alles für den Tauchvorgang vor. An Deck bist du den Kugeln entwischt, aus einem getauchten U-Boot kommst du nicht mehr heraus. Das ist klar.«

»Du auch nicht!«

»Vielleicht will ich gar nicht. Aber du vergißt, daß ich zwei in einer Person bin. Denkst du noch an Baphomeht? Ich habe nicht nur

die Nachfolge übernommen, ich bin es auch. Schau genau hin.«

Vor meinen Augen begann er sich zu verwandeln. Aus der Tiefe seines Körpers stieg etwas ungemein Böses hervor, eine gefährliche dämonische Kraft, die ihn voll in ihren Besitz genommen hatte. Grausam anzuschauen, denn Vincent van Akkeren veränderte sich ebenfalls. Er nahm teuflische Dimensionen an, das rote Licht der Hölle begleitete den Vorgang, und über sein Gesicht schob sich die geisterhaft wirkende Fratze Baphomets.

Schattenhaft erkannte ich den weißen Bart, und aus den Augen wurden Karfunkelsteine. Der Mund nahm hinter dem normalen Gesicht van Akkerens eine breite, fast grinsende Form an, die Augen strahlten, und an der Stirn sah ich Hörner wachsen.

Dieses Bild hatte Ähnlichkeit mit einem Hologramm, war also dreidimensional, aber es gab dafür keine physikalische Erklärung, nur eine magische.

»Baphomet und ich sind eins!« flüsterte van Akkeren. »Das weißt du längst, Sinclair. Als Baphomet werde ich auch in die Geschichte eingehen. Als Baphomet töte ich dich und deinen Chef, so daß ich im Dämonenreich ein hohes Ansehen bekomme. Er und ich schlagen zwei Fliegen mit einer Klappe.«

Mein Blick wechselte. Ich konnte einfach nicht nur ihn anschauen, obwohl er auf eine gewisse Art und Weise eine dämonische Faszination abstrahlte. Für mich war auch Sir James wichtig, der so leblos aussah. Man hatte ihn mit Lederstricken an das Torpedorohr gebunden, so daß sein Kopf noch nach unten hing und das Gesicht vor der Öffnung pendelte. Eine furchtbare Lage.

»Lebt er noch?« fragte ich.

»Wenn er eine gute Konstitution besitzt, bestimmt«, erklärte mir van Akkeren. »Aber das werden wir genauer feststellen, wenn wir tauchen. Es müßte eigentlich gleich soweit sein.«

Als hätte van Akkeren das Stichwort gegeben, änderte sich

plötzlich etwas. Wir beide vernahmen den dumpfen Laut und auch die grellen Rufe, die durch das Schiff hallten.

Was war geschehen?

»Wir können nicht einfach so herumstehen, sondern müssen etwas tun!« erklärte Captain Darring mit einer festen Stimme und schaute Suko dabei hart an.

»Ich bin einverstanden!«

»Dann wäre ich für sprengen!«

»Sie sind sich des Risikos voll bewußt, Captain? Denken Sie an Sir James und John Sinclair.«

»Ja, Inspektor. Aber beide Männer wußten auch, in was sie sich einließen, als sie den Job annahmen!«

Da hatte der Captain recht. Suko wußte es ja selbst. Er schaute für einen Augenblick hin zum Ufer. Dort standen die Neugierigen und beobachteten die Vorgänge auf Deck.

»Nun?«

Suko nickte. »Okay, machen Sie es.« Darrings Leute bekamen die entsprechenden Befehle. Sie waren auf dem Gebiet firm, wie der Captain Suko versicherte. Es dauerte nicht einmal eine Minute, da waren die Ladungen gelegt.

Die Männer zogen sich zurück. Es konnte noch mal gefährlich werden, und so legte man sich in die Schlauchboote.

Darring selbst löste den Zünder aus.

Ein gewaltiger Krach erschütterte die nähere Umgebung. Der Lukendeckel jagte in die Höhe, als hätte er von unten einen gewaltigen Tritt bekommen, selbst der schwere Turm bewegte sich, so daß es aussah, als würde er zur Seite fallen.

Doch erhielt sich.

»Los!«

Das eine Wort reichte aus. Die Männer, Suko und Darring an der

Spitze, stürmten das Boot...

Vincent van Akkeren war sich seiner Sache sicher gewesen. Er hatte darauf gewartet, daß die Tauchkammern geflutet würden, doch nun schien alles anders zu laufen. Vielleicht hätte ich in diesem Moment die Chance gehabt, ihn für immer zu erledigen, doch auch bei mir hatten die Vorgänge einen Überraschungseffekt ausgelöst.

Van Akkeren sprang zurück. Dabei stieß er einen wütenden Laut aus und wollte in der Torpedokammer verschwinden. Ich hockte noch immer auf dem Rohr, sah van Akkeren laufen und holte meinen Bumerang hervor. Jetzt oder nie. Eine Silberkugel würde er überstehen, aber der Bumerang war eine wesentlich stärkere Waffe.

Im Sitzen holte ich aus. Es war nicht einfach, weil ich fast zur Seite kippte.

Dann schleuderte ich die Waffe.

In einer schrägen Linie und fast wie ein Messer jagte sie hinter dem flüchtenden van Akkeren her. Er konnte nie so schnell sein, wie der Bumerang flog, aber er besaß einen dämonischen Sinn für Gefahren, denn plötzlich, das bekam ich gerade noch mit, warf er sich mit einem Hechtsprung zu Boden und tauchte irgendwo unter, so daß die silberne Banane ihn nicht erwischen konnte. Statt dessen schlug sie gegen den Boden, ich hörte den Aufprall wie einen dumpfen Glockenklang. Was sollte ich tun, van Akkeren verfolgen oder mich um Sir James kümmern? Beide waren wichtig, in diesem Fall aber setzte ich die Prioritäten bei meinem Chef. Es dauerte mir viel zu lange, bis ich es geschafft hatte, die Stricke zu lösen. Als sie endlich fielen, stand ich vor der Rohrmündung, und Sir James rutschte mir wie ein kleines Kind in die Arme. Ich drehte ihn vorsichtig herum, so daß er mit den Beinen auf dem Boden stand. Er starrte mich an.

Seine Brille hatte er verloren. Noch nie hatte ich seine Augen aus einer so dichten Entfernung gesehen. Nahm er mich überhaupt wahr,

oder befand er sich noch in einer anderen Welt?

»Sir?« sprach ich ihn an.

Der Superintendent gab keine Antwort. Er wurde schwer auf meinem Arm, aber ich wollte ihn aus dieser verdamten Höhle heraushaben, wuchtete ihn über meine Schulter und machte mich auf den Rückweg. Von Vincent van Akkeren hörte ich nichts mehr. Auch als ich voller Wut nach ihm schrie, gab er keine Antwort.

Dafür klangen mir aus dem oberen Teil des Bootes Schüsse entgegen. Ich unterschied deutlich den Klang und wußte, als ich den einer Beretta hörte, daß Suko eingegriffen hatte...

So war es auch. Mit Suko und Captain Darring an der Spitze stürmten die Männer das Boot und trafen natürlich auf Widerstand. Die Teuflischen hatten sich in der Zentrale versammelt, um den Tauchvorgang einzuleiten. Dazu aber sollte es nicht mehr kommen. Suko und die Soldaten kamen über sie wie Blitze aus heiterem Himmel. Schüsse fielen.

Auch Suko mischte mit, denn sie hatten es mit vier Gegnern zu tun, die nur durch geweihte Silberkugeln erledigt werden konnten. Zum erstenmal erlebte auch Captain Darring, was es heißt, gegen andere Geschöpfe zu kämpfen. Er bekam große Augen, hielt seine Männer zurück und sah auch, wie die Höllenwesen unter den Schlägen der Dämonenpeitsche zu Staub wurden.

»So«, sagte Suko. »Das war es!«

Darring schüttelte den Kopf. »Unbegreiflich«, flüsterte er, »so etwas glaubt mir keiner.«

»Sie brauchen darüber ja nicht zu reden. Und ihr auch nicht!« wandte sich der Inspektor an die Männer des Sondertrupps. Die Leute nickten.

»Jetzt zu Sir James und John Sinclair!«

»Hoffentlich finden wir sie!« sagte Darring. Suko war schon weg!

Ich kletterte ächzend die Leiter hoch, den Superintendenten auf der linken Schulter. Nur mit einer Hand konnte ich mich festklammern und mußte gestehen, daß mein Chef einige Pfunde zuviel mit sich herumtrug. Ich würde ihm eine Abmagerungskur vorschlagen.

Etwas blendete mich. Von oben her fiel der Strahl einer Lampe direkt in mein Gesicht.

Ich dachte an van Akkeren, aber es war Suko, der mich gefunden hatte.

»Verdammtd, John, da bist du!«

»Und wie.«

»Warte, ich helfe dir!«

Mit der Unterstützung meines Freundes klappte es besser. Suko nahm sich unseres Chefs an und schleppte ihn durch die Gänge. Ich ging mit weichen Knien hinter den beiden her, sah fremde Gesichter, bewaffnete Männer und erkannte plötzlich Captain Darring, der mich anstarrte wie einen Geist.

»Mann, Sinclair, da sind Sie ja.«

»Klar, aber bald hätte es mich nicht mehr gegeben.«

»Kann ich mir vorstellen.«

Ich wollte raus aus diesem stählernen Sarg und war froh, als die erste kühle Nachtluft beim Einatmen tief in meine Lungenflügel drang. Sir James wurde in ein Schlauchboot gelegt, in das ich ebenfalls kletterte.

»Und van Akkeren?« fragte Suko.

»Er muß noch auf dem Boot sein. Ich werde ihn mit dir suchen!«

Suko lief schon vor, auch ich wollte weglaufen, da spürte ich eine Hand an meinem Knie. »John...«

Ich drehte den Kopf. Sir James lag auf dem Rücken. Er war erschöpft, aber er lebte, und er war aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht.

»Sir!«

Wir schauten uns gegenseitig an. Mein Chef wollte etwas sagen, setzte ein paarmal an und brachte nur krächzende Laute hervor.

»Habe ich meine Rettung Ihnen zu verdanken?«

»Ja und nein. Wir alle haben...«

»Aber Sie haben mich losgebunden, John.« Ich hob die Schultern.

»Es ließ sich nicht vermeiden, Sir.«

»Natürlich. Danke!« flüsterte er. »Ich danke Ihnen und möchte bis an mein Lebensende nichts mehr von U-Booten wissen.«

»Das, Sir, kann ich verstehen...«

Ich hätte mich irgendwo hintreten oder hinbeißen können, denn Vincent van Akkeren war wieder einmal die Flucht gelungen. Im Boot kam mir Suko entgegen und überreichte mir den Bumerang, den er bei seiner Suche nach van Akkeren gefunden hatte.

»Ihn selbst habe ich nicht entdecken können und die anderen wohl auch nicht.«

»Dann ist er entwischt!«

»Aber wie?« fragte der hinzukommende Captain.

Ich hob die Schultern und grinste schief. »Wissen Sie, Mr. Darring, einen Mann wie van Akkeren können Sie nicht mit normalen Maßstäben messen. Er ist eine Mischung zwischen Mensch und Teufel und immer um eine Spur besser.«

Darring wunderte sich. »Das sagen gerade Sie, Sinclair?«

»Ja, ich bin Realist.«

»Trotzdem lasse ich das Boot noch einmal durchsuchen. Ich werde auch die River Police einschalten, daß sie mit ihren Booten den Fluß absucht. Vorwürfe möchte ich mir nicht machen und auch nicht bekommen.«

»Das ist Ihr Bier.«

Er starrte mich an. »Was sind Sie so destruktiv, Sinclair?«

»Das bin ich überhaupt nicht. Nur kenne ich van Akkeren. Wenn der

einmal verschwunden ist, taucht er auch nicht wieder auf. Wenigstens läßt er sich nicht fangen. Das können Sie mir glauben.«

Darring ging davon.

Sir James befand sich bereits auf dem Weg zum Jeep. Er würde so schnell wie möglich in ein Krankenhaus gebracht werden, während ich noch einmal zurück auf das Passagierschiff wollte. Die Betriebsausflügler hatten sich zurückgezogen. Ich fand die Mitglieder der Besatzung auf der Brücke. Zwischen ihnen stand eine Flasche Whisky.

»Ist alles vorbei?« fragte Kapitän Prapoch mit schon leicht schwer wirkender Zunge.

»Ja.«

»Und eine ist tot.«

»Ich werde ihre Leiche abholen lassen.«

Mr. Joon wischte über seine Stirn. »Sagen Sie mal, Mr. Sinclair. Wir haben da Sachen gesehen, die wird uns keiner abnehmen.«

»Deshalb behalten Sie sie bitte für sich! Es ist besser so.«

»Wenn Sie das sagen.«

»Bestimmt.«

»Brauchen Sie uns sonst noch?« fragte der dritte im Bunde, Mr. Tuppensing.

»Nein, im Moment nicht. Weshalb fragen Sie?«

Er grinste schief. »Weil wir nämlich noch eine zweite Flasche aufgetrieben haben und diese leeren wollen.«

»Das, Mr. Tuppensing, ist wohl die beste Idee, die Sie seit langem gehabt haben. Ich habe mir sagen lassen, daß der Alkohol manchmal sogar Gespenster vertreiben soll. Und darauf sind Sie ja besonders scharf, nicht wahr...?«

Eine Antwort wartete ich nicht mehr ab, verließ die Brücke und schaute auf das U-Boot.

Wie ein Phantom war es aufgetaucht, und ebenso würde es auch

verschwinden und bald nur noch Erinnerung sein.
Was man von van Akkeren nicht behaupten konnte. Leider...

ENDE